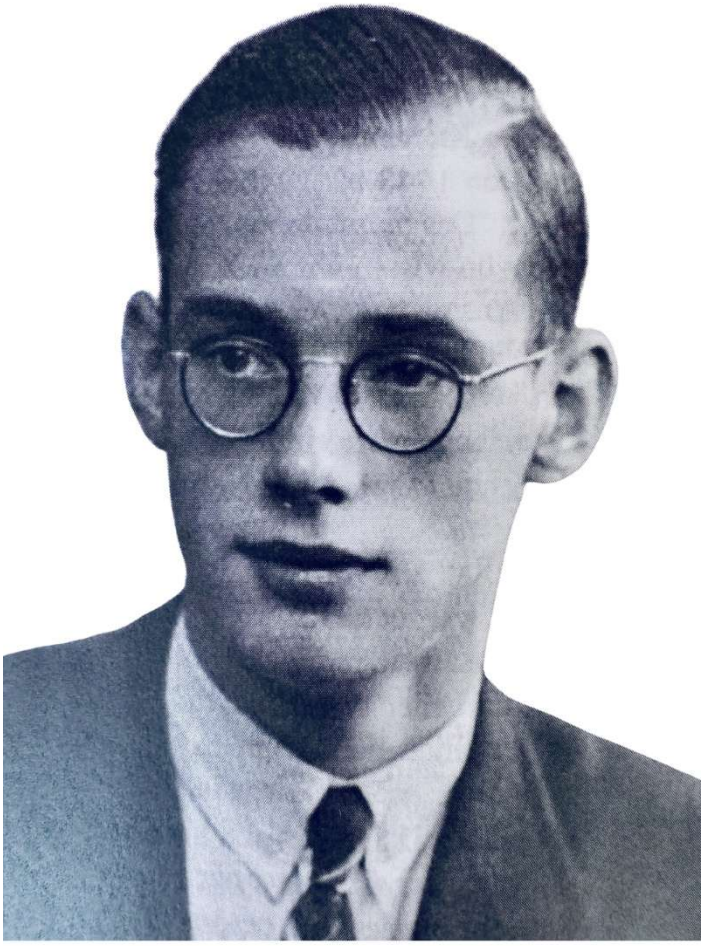
So war es

Henk van Uitert



Übersetzung des Originals aus dem Holländischen durch den Autor; Erstfassung:

März 2002

„So war es‘“ 2002 by Henk van Uitert, Apeldoorn, Niederlande

INHALTSVERZEICHNIS

Henk van Uitert

So war es - Als Zwangsarbeiter in Deutschland 1943 - 1945

Vorbemerkung

Doch nach Deutschland

In Wildau

1944

Im Büro

Im Achenbach-Krankenhaus

Der Kontakt mit den Niederlanden wird schwierig

1945

Die Bombardierung Berlins

In ein anderes Lager

Im russischen Sektor

Heimkehr in die Niederlande

Über die Personen

Als Zwangsarbeiter in Deutschland 1943 - 1945

VORBEMERKUNG

Vor einigen Jahren kam unser ältester Enkelsohn Redmar zu uns. Er wollte ein Interview über den Krieg machen. Ich sollte etwas über meine Zeit in Deutschland von 1943 bis 1945 erzählen. Meine Tochter sagte bei dieser Gelegenheit: „Das musst du mal aufschreiben oder auf Tonband sprechen, denn davon wissen wir auch nichts.‘“ Dies war der erste Ansatz. Den zweiten Anstoß gab Geert Mak, ein holländischer Schriftsteller, der in der Bibliothek von Apeldoorn sein Buch „Das Jahrhundert meines Vaters‘* vorstellte, wonach ich dachte: Ja, da könnte ich eigentlich auch mit Schreiben anfangen! Schließlich sind meine Frau Janny und ich vom 2. bis 7. Juni 2001 auf Urlaub nach Berlin gefahren.

Am 5. Juni hatte ich das Rathaus von Wildau besucht und war dem Bürgermeister Herrn Richter begegnet. Dieser brachte uns in Kontakt mit der Projektgruppe „Zwangsarbeiterschicksale in der Region Dahme-Spreewald‘“. Die Mitarbeiter versuchen, möglichst viel über das Leben und die Arbeit der verschiedenen Gruppen von Ausländern zu erkunden, die während des Zweiten Weltkriegs in verschiedenen Orten gelebt und gearbeitet haben. Dabei stellte es sich heraus: Ich war der erste ehemalige Zwangsarbeiter, der sich persönlich gemeldet hatte!

Die Projektgruppe war sehr interessiert, besonders als sie hörten, dass alle Briefe, die ich damals an meine Eltern geschickt hatte, noch existierten und in meinem Besitz waren. Außerdem hatte ich noch Fotos aus Wildau und Berlin und von der Rückreise nach Holland. Das war also der dritte und entscheidende Anstoß.

Und so ist dieser Bericht entstanden.

Henk van Uitert

Apeldoorn, Oktober 2001

Juni 1943 war ich überzeugt, dass ich auf kurz oder lang dem Arbeitseinsatz in

Deutschland nicht entgehen würde, Deshalb habe ich bei einem Fotografen dieses

Porträt machen lassen, das noch rechtzeitig fertig war. So konnte ich das Bild bei meiner Mutter bei der Abreise nach Deutschland meinen Eltern übergeben.

DOCH NACH DEUTSCHLAND

Anfang 1943 arbeitete ich in der Rechtsabteilung der Rijksverzekeringsbank (Die Reichsversicherungsbank war eine staatliche Bank, die bei Arbeitsunfällen die Auszahlungen regelte) auf der Apollolaan in Amsterdam. Es war eine einfache Stelle. Zuerst arbeitete ich im Archiv, später hatte ich mehr administrative Arbeit - es war eigentlich nicht zu viel zu tun.

Im Februar 1943 erhielt ich einen Aufruf zur Untersuchung für den Niederländischen Arbeitsdienst (NAD). Das war eine beinahe militärische, nach deutscher Art organisierte Vereinigung, in der statt mit einem Gewehr auf der Schulter mit einem Spaten marschiert wurde. Die jungen Leute wurden beim Urbarmachen von wildem Gelände eingesetzt.

Anfangs war der Eintritt in den NAD freiwillig, es wurde mit Werbeplakaten aufgerufen, Dienst zu tun.

Die Tageszeitungen waren verpflichtet, für Leistungen im Arbeitsdienst zu werben:

Von den Plakaten ermutigte ein kräftiger holländischer Bursche, Konrad vom Arbeitsdienst, jeden, sich freiwillig zu melden, Falls sich nicht genügend Freiwillige fanden, würde der Arbeitsdienst als Pflicht eingeführt werden

Am 25. Februar wurde ich gemustert und wegen meiner Brille dienstunfähig erklärt. Dies war mir eigentlich schon verdächtig, denn als Freiwilliger wurde man kaum wegen einer Brille als nicht diensttauglich eingestuft.

In jener Zeit waren wir vier Freunde immer zusammen: Wim Stevens, mein Schulfreund seit dem 7. Lebensjahr, Herman Hammega, der mit Nel Otjes (einem Nachbarmädchen, das einige Jahre älter war) befreundet war, und der vierte unseres Kartenspielklubs, Gerrit Otjes, war Automechaniker und Miternährer einer vielköpfigen Familie. Seine Familie bestand aus 7 Personen - Vater, Mutter, 3 Töchter und 2 Söhne. Die Arbeit in den PKW-Werkstätten war praktisch beendet, denn es gab nicht viele Autos, und die meisten davon waren von der deutschen Wehrmacht requiriert worden. Gerrit war, arbeitslos geworden und konnte keine andere Stelle finden, so dass er unter dem Druck der Verhältnisse anfing, "freiwillig" in Deutschland zu arbeiten. (In Holland gab es kein Arbeitslosengeld mehr.) Er lag so der Familie nicht länger auf der Tasche und konnte für sich selbst sorgen, vielleicht sogar noch Geld nach Hause schicken. Er landete in einer Fabrik in Berlin-Adlershof im Süden von Berlin.

Wim war der einzige Angestellte eines winzigen Betriebes, der mit Gewürzen und Kräutern handelte. Er verpackte die Bestellungen und brachte sie in Amsterdam per Fahrrad zu den Kunden. Sein Meister schrieb auch Bücher und war zuweilen tagelang abwesend.

Dann war Wim Laufbursche und Direktor zugleich.

Am 21. Juni, dem Geburtstag meiner Mutter, mussten Herman und Wim im Rahmen des NAD-Einsatzes nach Deutschland abreisen. Sie fuhren mit einem Sonderzug 12.43 Uhr vom Hauptbahnhof

Amsterdam nach Berlin-Rehbrücke im Süden von Berlin ab, wo sie am nächsten Morgen 7.30 Uhr ankamen.

Gerüchteweise hieß es, dass die Behörden nicht zum Einsatz in Deutschland aufrufen würden, so dass ich hoffte, das Ende des Krieges ruhig bei der Rijksverzekeringsbank abwarten zu können. Diese Hoffnung ist nach kurzer Zeit in Rauch aufgegangen - auch ich musste nach Berlin und zwar am 16. Juli, also 4 Wochen später als Herman und Wim.

Auch ich fuhr zur selben Zeit vom Hauptbahnhof ab. Meine Mutter begleitete mich zum Bahnhof, wo mein Vater auch schon wartete, Es war ein problematischer Abschied, sicher für alle Eltern, die gekommen waren. Die Abreisenden waren ungefähr 20 Jahre alt, und viele glaubten,

sie fahren eigentlich in ein Abenteuer...

Beim Abschied hörte man unterschiedlichste Vorstellungen wie: "Bis in drei Wochen!" Das war sehr optimistisch. Und wir waren alle überzeugt davon, zu Weihnachten wieder zu Hause zu sein. Unterwegs kamen auf den verschiedenen Bahnhöfen noch einige junge Leute dazu, zB. in Hilversum und in Amersfoort, wo der ganze Bahnhof abgesperrt war und der Zug an beiden Seiten bewacht wurde. Wir dachten, sie hätten Angst dass wir wieder aussteigen würden

Dann stellte es sich aber heraus, dass eine Anzahl Internierter aus dem KZ Amersfoort - alle mit geschorenem Kopf und mit Holzsandalen - Unter strenger Bewachung zum Zug gebracht wurden. In Apeldoorn, Deventer und Almelo kamen noch einige Burschen dazu. In Almelo gab ich meine erste Briefkarte jemandem auf dem Bahnsteig mit der Bitte, sie in einen Briefkasten zu werfen. Unterwegs wurde uns Mut zugesprochen und nachgewinkt, Via Oldenzaal kamen wir in Deutschland an, wo wir in Bentheim anhielten. Hier waren einige Baracken, wo wir warmes Essen erhielten. Ungefähr 8 Uhr ging es weiter, und um 9 Uhr waren wir in Osnabrück, wo einige junge Holländer auf dem Bahnsteig standen, die uns um Essen baten und denen wir unsere Butterbrote gegeben haben. Die jungen Leute wussten ganz genau, wann der Zug dort eintraf, so dass sie sich auf diese Weise eine gute Auffüllung ihrer Ration verschaffen konnten - oft auch Stullen mit Belag.

Danach ging es weiter nach Hannover, wo wir gegen 12 Uhr ankamen. Der Bahnhof war zu unserem Erstaunen hell erleuchtet, es gab keine Verdunkelung. Weiter ging es über Brandenburg und Dessau nach Berlin, wo der Zug auf dem Bahnhof Rehbrücke anhielt.

Wir begaben uns durch einen Wald zum "Durchgangslager Rehbrücke".

Unsere Toilettenartikel sollten wir aus dem Koffer nehmen, der später in einer Baracke eingeschlossen wurde, wo wir nicht mehr dabei sein konnten. Das war für eine große Anzahl Jungen eine riesige Enttäuschung, sie hatten geglaubt, sie könnten selbständig in Berlin eine Stellung suchen,

Es gab auch Leute im Lager, die in Berlin eine Arbeitsstelle hatten, aber das tangierte uns nicht, denn wir durften das Lager nicht verlassen.

Im Lager bekamen wir einen tiefen Teller - es war eigentlich eine Schale - Sauerkrautsuppe und 2 dicke Stullen, eine mit Marmelade und eine mit Butter und einer Scheibe Wurst,

Abends erhielten wir, weil wir die Neuankömmlinge waren, noch solch eine Portion, und in den nächsten Tagen je eine Schale Suppe und 7 Stullen - die Ration für ganze 24 Stunden. Danach haben wir eine Baracke und ein Bett gesucht. Es standen immer zwei Betten übereinander, wir schliefen auf einem Lattenrost, ohne Kissen und Decken, Aus hygienischen Gründen war das vielleicht das beste, denn alle paar Tage schliefen dort wieder andere Personen, vielleicht hätte es sonst Flöhe über Flöhe gegeben.

Es gab da einen großen Platz, auf dem Tafeln mit Nummern standen. Durch Lautsprecher wurden Namen aufgerufen. Dann hatten sich die Betreffenden zu melden. Der Vertreter einer Firma, die Personal benötigte, kam und begab sich nachher mit den neuen Leuten in den Betrieb. Es herrschten einige strenge Regeln im Lager: auf dem Gras laufen: 10 RM Strafe, Papier ins Gras werfen 5 RM. Auf Fluchtversuch stand ein dreimonatiger "Extraaufenthalt" in diesem Lager; das war wegen der Tagesration von Lebensmitteln nicht gerade einladend.

In Wildau

In Potsdam-Rehbrücke war ich bis zum Dienstagmittag, dem 20. Juli; da wurde mein Name mit 11 anderen Holländern und zwei Franzosen aufgerufen. Unter Begleitung eines Werkschutzmannes (ein kleiner alter Mann) fuhren wir mit der S-Bahn und einem Dampfzug nach Wildau, etwas außerhalb Berlins, in den Kreis Teltow. Wir kamen am Bahnhof Adlershof vorbei, wo Gerrit wohnte. Ich beschloss, am nächsten Sonntag dort hinzufahren.

Wir sollten in der Berliner Maschinenbau AG, vormals Schwartzkopff, arbeiten, einer Lokomotiven Fabrik. Am Mittwoch sind wir das erste Mal zur Arbeit in die Fabrik gegangen.

Von uns Holländern hatten fünf Männer in der Verwaltung gearbeitet, Man schickte uns in das Verwaltungsgebäude, in dem der Direktor der Verwaltung saß. Nach mehr als einer Stunde teilte er uns mit, dass momentan kein Platz im Büro frei sei, vielleicht aber in sechs Wochen, wir sollten von ihm hören.

Man schickte uns weiter, in die Kesselschmiede, deren Chef uns gleich vorwarnte; Wir könnten den Platz in der Verwaltung sowieso vergessen! Er würde schon dafür sorgen, dass wir Schwielen an den Händen bekamen!

Am nächsten Tag fingen wir mit der Arbeit an. Wir sollten "stemmen", das heißt, mit einem großen Presslufthammer mit einem kleinen runden Meißel darin, die Nietbolzen breitschlagen, damit die Bolzen wasserdicht wurden. In Holland nennt man das, glaube ich, "Nägel kochen".

Am Mittag musste ich einem Burschen beim Nieten helfen. Der Feuerungskasten der Lokomotive wird von Hand an den Kessel genietet. Ich stand mit dem Jungen im Kessel und musste mit einer langen Zange die rotglühenden Nieten, die durch ein Loch angegeben wurden, mit der Zange aufnehmen und von innen durch das Loch stecken. Mein Partner musste einen Niet mit einem speziellen Apparat festdrehen, Der Niet wurde dann von drei Männern, die draußen auf dem Kessel standen, mit großen Hämmern in die richtige Form geschlagen, was einen ohrenbetäubenden Lärm verursachte. Es war in der Halle nicht möglich, miteinander zu sprechen - wegen des entsetzlichen Lärms der Geräte auf den hohlen Kesseln, Außerdem kam hinzu, dass ich am ersten Tag gleich Überstunden machen musste,

Die Arbeitszeit war morgens von 6-8.30 und von 8.45-12 Uhr. Mittags arbeiteten wir von 12.30-17.30 Uhr, also 64,5 Stunden pro Woche, und ich verdiente 82 Pfennige pro Stunde (etwas weniger als 60 holländische Cents). Das Gehalt von einem Monat wurde in der Mitte des nächsten Monats ausgezahlt, und am Ende des Monats erhielten wir einen Vorschuss, der später wieder verrechnet wurde, Um 12 Uhr bekamen wir einen Teller Suppe, der hieß "Buntes Wasser”, hatte keine Einlage und keinen Geschmack, Die deutschen Arbeiter bekamen deutlich besseres Essen, Polen und Russen dagegen noch schlechteres als wir oder gar nichts.

Am Mittwochnachmittag war ich fast taub, und am Donnerstag konnte ich kaum mehr etwas verstehen. Im Lager mussten mich die Kameraden anschreien. Das einzige, was ich noch vernahm, war ein entsetzliches Geräusch in meinen Ohren, daran leide ich jetzt noch, fast 60 Jahre danach. Ein Arzt in Holland hat mir 40 Jahre nach Wildau nach einem Gehörtest geraten, niemals eine teure HiFi-Anlage zu kaufen, das lohne sich für mich nicht. Diese Taubheit hat ungefähr sechs Wochen angehalten, danach konnte ich wieder mit meinen Zimmergenossen sprechen. Wir waren 9 Holländer und 5 Belgier auf einem Zimmer. Es war eine nette Gruppe, obwohl uns ein Flame jeden Morgen mit "allez debout" weckte und schon eine Kanne Ersatzkaffee geholt hatte. Wir standen um 5 Uhr auf,

denn obwohl die Fabrik nur 300 Meter vom Lager entfernt war, mussten wir außen herumlaufen, so dass wir 20 Minuten unterwegs waren und also 5.30 Uhr das Lager verließen.

Das Essen war leider nicht gut. Sonntags bekamen wir mittags Suppe oder Brei, abends Kartoffeln mit Gemüse und ein kleines Stückchen Fleisch. Innerhalb der Woche zweimal Kartoffeln und dreimal Suppe und noch einmal in der Woche Kartoffeln mit Gemüse. Jeden Tag 400g Brot und samstags 300 g Brot. Abends kochte ich aus den persönlichen Vorräten meistens Brei mit Wasser, den ich am nächsten Morgen aß, so konnte ich mein Brot in die Fabrik mitnehmen.

Als wir am Freitagabend ins Lager kamen, war der abgeschlossene Schrank aufgebrochen worden. Leider hatte darin die Tasche gestanden, die meine Mutter aus 2 Handtüchern geschneidert hatte. Darin waren ein deutsches Brot, ein Honigkuchen, Käse, Butter, Marmelade und noch einige kleine Sachen. Der Dieb war ein junger Belgier, der geflüchtet war.

Wenn wir abends zwischen 18.00 und 18.30 Uhr in die Baracke zurückkehrten, mussten wir gleich essen. Danach tranken wir oft ein Bier in der Kneipe oben in der Nähe vom Lager. Das hat aber nicht

lange angehalten, denn die Deutschen beschwerten sich, dass man an Ausländer Bier ausschenkte, der Vorrat sei schnell alle, und dann bekämen sie auch nichts mehr. Danach sind wir auf Brause umgestiegen, aber das hat auch nicht lange gedauert, so dass die Besuche in der Kneipe von Wildau schnell zu Ende gingen.

Sonntagmittag bin ich zu Gerrit nach Adlershof gefahren. Das waren etwa 25 Minuten mit dem Dampfzug, aber leider war er nicht da. In der Nacht zum Samstag hatte Herman bei ihm geschlafen, und jetzt waren sie zu Hermans Lager in Hohen Neuendorf gefahren. Am Abend habe ich noch mal nachgesehen, ob er vielleicht wiedergekommen war, aber er war noch nicht zurück.

Am Dienstagabend erschien Gerrit plötzlich in meinem Lager; er hatte bis 16 Uhr gearbeitet und war gleich nach dem Essen nach Wildau gefahren. Wir verabredeten, dass ich am nächsten Sonntag zu ihm kommen sollte, Wim und Herman würden dann auch dort sein. Wim befand sich in einem Lager in Treptow und arbeitete in der Firma Genschow, wo man Einzelteile für Mauserpistolen herstellte. Das war einige Stationen hinter Adlershof.

Herman war in einem Lager in Hohen Neuendorf, im Norden von Berlin bei Oranienburg. Ich glaubte, unser Lager gehörte zu Berlin, aber das war nicht so. Wildau lag im Kreis Teltow. Wir hatten einen Schein zu unserem Visum bekommen, der dazu berechtigte, sich frei im Kreis Teltow zu bewegen, aber nicht nach Berlin, der Reichshauptstadt zu fahren.

Am Sonntag, dem 1. August, waren wir also zum ersten Mal wieder zusammen. Wir sind schwimmen gegangen und haben Karten gespielt wie zu Hause.

Bald darauf wurde Hamburg schwer bombardiert; in Berlin kamen große Mengen von Evakuierten aus Hamburg an. Die Stimmung in Berlin war angespannt und nervös, man hatte Angst, dass Berlin als nächstes an der Reihe wäre. Es waren schon kleine Kinder aufs Land gebracht worden. Von Onkel Jan Lotte, einem Bruder meiner Mutter, der zur Zeit des Bombardements in Hamburg arbeitete, hatte ich nichts gehört.

Bis Mitte August hatte ich meine erste Lohnabrechnung noch nicht erhalten. Für einen ganzen Monat erhielt ich: einen Bruttolohn von 76,22 RM, abzüglich Lohnsteuer 6,40 RM, Sozialversicherung 7,70 RM, Beitrag Deutsche Arbeitsfront (Gewerkschaft) 3 RM; ausgezahlt 59 RM.

Am Sonntag haben wir vier uns in Berlin umgeschaut - die Umgebung der Straße Unter den Linden, das Zeughaus, das Brandenburger Tor, das Ehrenmal für die Gefallenen in zwei Kriegen mit der unbeweglich stehenden Wache.

Ende August war ein Bursche versehentlich auf meine Brille getreten, die wer weiß wieso auf dem Boden gelegen hatte. Das rechte Glas war kaputt. Am nächsten Tag begab ich mich zum Sanitäter, der mich zum Augenarzt nach Berlin schickte. Der Arzt gab mir ein Rezept für ein neues Glas. Das Rezept sollte bei der Krankenkasse abgestempelt werden, danach konnte ich zum Optiker gehen, der ein neues Glas in die Brille einsetzen musste, das in 8 Tagen fertig sein sollte. Ich fuhr zurück zum Augenarzt, um eine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung zu erhalten, aber leider gelang mir das nicht.

Neuerdings gab mir ein deutscher Kollege ab und zu seine Essensportion, die viel besser war als unsere Wassersuppe. Abends gelang es auch manchmal, eine Extraportion aus der Küche der Franzosen zu ergattern. Das waren willkommene Auffüllungen unserer Rationen: Essen spielte eine ganz wichtige Rolle in unserem Leben.

Freitag, den 3.September, fuhr ich wieder nach Berlin, um meine Brille abzuholen. Dabei besuchte ich den Onkel Jan Lotte, der vorläufig nach Berlin evakuiert worden war. Es ging ihm leidlich gut. Ich hatte ihn durch eine Nachricht in der holländischen Zeitung gefunden, die hier erschien. Er hatte noch ein Paket aus Holland bei sich, das er während seines Urlaubs vor wenigen Wochen mitgebracht hatte.

In Wildau musste ich aufs Polizeiamt, um ein Protokoll über den Diebstahl meiner Sachen zu unterschreiben.

Die Arbeitszeiten wurden inzwischen geändert. Montag bis ein schließlich Freitag von 6-8.30 Uhr, danach von 8.45-12 Uhr und von 12.30-18 Uhr, am Samstag von 6-12.15 Uhr. Das waren ebenfalls 64,5 Stunden.

Aber nun hatten wir am Samstagnachmittag frei, das War uns sehr angenehm, denn wir konnten unseren kleinen Haushalt versehen, Mitte September waren in Berlin Zettel angeschlagen, dass junge Männer der Jahrgänge 1884 bis 1898 zum Militärdienst aufgerufen werden. Es schien an der Front nicht so gut zu stehen, was vielen Ausländern Anlass zu optimistischen Spekulationen gab. Hier in Wildau waren ungefähr 5000 Ausländer untergebracht, darunter Holländer, Franzosen, Belgier und auch einige Skandinavier, Spanier, Italiener und Kroaten, die alle eine gewisse Bewegungsfreiheit besaßen. Weiter befanden sich in abgeschlossenen Lagern polnische und russische Zivilarbeiter/Innen und französische und russische Kriegsgefangene, Die Russen wurden besonders schlecht behandelt.

Die französischen Kriegsgefangenen erhielten besseres Essen und bekamen jeden Monat ein Paket vom Französischen Roten Kreuz.

Die russischen Arbeiter - Frauen, Mädchen, Männer und Jungen -die in einem abgeschlossenen Lager wohnten, wurden so schlecht behandelt wie die Polen. Außerdem waren die Polen verpflichtet, sichtbar auf ihrer Kleidung ein Tuch mit dem Buchstaben P zu tragen, und die Russen mussten ein Tuch mit der Aufschrift OST tragen. Sie wurden kaum wie Menschen behandelt.

Es gab in der Fabrik eine Anzahl Russen, die mit verschiedenen Aktivitäten versuchten, etwas dazu zu verdienen. So gab es z.B. einen Russen, der aus Holzabfällen Vögelchen schnitzte; er versuchte, sie zu verkaufen oder gegen Essen einzutauschen.

Die Lohnabrechnung für August lautete:

gearbeitet 23 Tage (247 Stunden)

Bruttolohn 175,29RM,

Lohnsteuer 12,20 RM, Sozialversicherung 17,68 RM.

Netto 145,41 RM.

Als Ergänzung meiner Ration konnte ich noch 7,5 kg Kartoffeln schwarz für nur 90 Pfennig kaufen. Außerdem hatte ich von Zuhause gerade ein Paket bekommen, wofür mein Vater zum Verpacken eine Frauenzeitschrift benutzt hatte. Hier wurden sogleich die Bilder von hübschen Mädchen ausgeschnitten und damit das Zimmer geschmückt.

Es waren keine Pin-up Fotos, aber wir sagten: "Einem Kind kann man schnell eine Freude machen." Man musste sich eben behelfen. Ich bekam auch einen Brief von Fräulein Mr. v. Wijngaarden, einer Juristin aus der Bank in Amsterdam, Sie schlug mir vor, Mitglied der Evangelischen Gemeinde zu werden, wobei dann Pakete von der Kirche in Aussicht gestellt wurden. Ich habe den Vorschlag höflich abgelehnt.

Anfang Oktober waren 400 italienische Kriegsgefangene angekommen und in ein Sonderlager gebracht worden. Das waren sogenannte Badoglio-Soldaten, genannt nach dem General Badoglio, der die militärische Achse Berlin-Rom verlassen und auf die Seite der Alliierten übergelaufen war. Die Soldaten wurden als Verräter betrachtet und schlecht behandelt.

Laut Berichten der Italiener sollten nach kurzer Zeit noch weitere Hunderte Italiener kommen.

Am 8. Oktober musste ich aufs Amtsgericht in Königs Wusterhausen als Zeuge gegen den Belgier, der auch meine Sachen gestohlen hatte. Er wurde zu 4 Monaten Gefängnis mit Abzug der Untersuchungshaft verurteilt. Man hatte ihm angerechnet, dass er in Belgien schon einmal 8 Monate in einer geschlossenen Anstalt gewesen war. Damit hatte ich aber meine Sachen nicht zurück! Wir mussten in eine andere Baracke umziehen, mehr in der Ecke des Lagers gelegen. Dort war die Aufteilung anders, in jeder Baracke waren 3 Zimmer. Wir waren jetzt 18 Holländer auf einem Zimmer, nur 4 davon aus der ehemaligen Gruppe.

Sonntag, den 10 Oktober, waren wir wieder in Berlin. Dort besuchten wir den Zoologischen Garten, der war ganz hübsch, aber „Artis“ in Amsterdam ist schöner. Anschließend sind wir auf dem Kurfürstendamm in eine Kneipe gegangen, wo eine holländische Kapelle spielte. Sie spielten auch Jazz und Swing, was in Deutschland eigentlich verboten war.

Mitte Oktober wurde mein Lohn auf 1 RM pro Stunde erhöht, damit war ich der bestbezahlte Junggeselle unseres Zimmers. Außerdem erhielt ich von nun an wöchentlich einen Zuschlag für Schwerstarbeit, er bestand aus 600g Brot, 200g Wurst und 100g Butter oder Schmalz. Später entdeckte ich, dass meine deutschen Kollegen für dieselbe Arbeit einen höheren Zuschlag für Schwerstarbeit erhielten. Also hatten sie auch mehr Essenmarken.

Wir wurden nochmals darauf hingewiesen, dass wir ohne Erlaubnis nicht nach Berlin durften. Ich denke, dass man dort kein Bedürfnis nach Besuchern hatte, deshalb sind wir am Sonntag nach Potsdam gefahren und haben Sanssouci angeschaut.

Herman sollte am 22. November auf Sonderurlaub nach Hause fahren, seine Eltern hatten Silberhochzeit. Ich habe ihm einen Weihnachts- und einen Neujahrsgruß für meine Familie mitgegeben. Er sollte vom Potsdamer Bahnhof abreisen, und wir wollten uns dort um 8 Uhr treffen.

Um 7.30 Uhr gab es Fliegeralarm. Ich war im Zug gerade am Bahnhof Schöneweide und musste in einen Luftschutzbunker, in dem viele Bewohner der Umgebung Schutz suchten.

Jedes Zimmer hatte 2x3 Betten übereinander, für Passanten gab es große Räume mit Stühlen und Platz in den Gängen. Nach der Entwarnung bin ich wieder schnell zum Bahnhof gegangen, aber bevor ein Zug in Richtung Zentrum kam, gab es erneut Alarm, und ich musste zurück in den Bunker. Meine einzige Angst war, dass in der unmittelbaren Umgebung Bomben fielen und ein Brand ausbrach, dann wurden die Männer aus dem Bunker geholt, um beim Löschen zu helfen. In Schöneweide fiel keine Bombe, und nach der Entwarnung bin ich wieder zum Bahnhof gegangen, wo aber kein Zug mehr in Richtung Potsdamer Bahnhof fuhr.

Nach einiger Zeit kam der Dampfzug nach Königs Wusterhausen. Damit bin ich nach Wildau zurückgefahren und kam 1 Uhr am Bahhof Wildau an.

Der Wachmann am Lagertor fragte noch, warum ich so spät dran sei, aber ich habe nur ein bisschen herumgeeiert, in die Luft gewiesen und gesagt: "Alarm, spazier Eichwalde", da hat der Wachmann genickt, und ich konnte passieren.

Gerrit war an dem Tag bis Ostkreuz gekommen, und Wim hatte furchtbare Angst gehabt.

Hier der wörtliche Bericht aus seinem Tagebuch:

"Um 7.15 Uhr fuhr ich mit der S-Bahn, da gab es Voralarm. Um 7.30 Uhr war ich am Bahnhof Alexanderplatz. Weiter bin ich nicht gekommen, denn da gab es Alarm. Ich musste in den Luftschutzkeller unter dem Bahnhof, der liegt sehr tief und ist sehr solide. Eine ganze Zeit habe ich dort ruhig gesessen. Wir saßen so tief unten, dass wir nicht hören konnten, was draußen geschah, dazu kam das Geräusch eines Ventilators, der viel Lärm machte. Für einen Augenblick hatte ich jeden Begriff von Zeit verloren. Da ging das Licht aus, der Ventilator machte noch einige Runden, und kurz darauf hörte ich einen enormen Knall, gefolgt vom Bersten der 10 Zentimeter dicken Mauern. Ich erschrak entsetzlich und war einen Augenblick furchtbar ängstlich. Dann kam eine Welle von Schwefeldampf, Asche und Rauch durch die ungefähr 15 Zentimeter breiten Ritzen herein, wodurch das Sehen, Schlucken und Atmen praktisch unmöglich wurde. Kurze Zeit später brachte ein Mädchen vom NSV einige Eimer mit Wasser und Tücher, die wir uns aufs Gesicht legen sollten. Das half, Gott sei Dank gab es bald darauf Entwarnung. Da war schon eine ganze Menge Verwundeter zu dem Arzt in den Keller gebracht worden. Der eine hatte einen Arm verloren, ein anderer ein Bein, und so ging es weiter. Oben lagen viele Tote - sicher an die dreißig - es war ein fürchterlicher Anblick! Der Bahnhof war ein Trümmerhaufen, er brannte hell wie eine Fackel gleich den umliegenden Gebäuden. Der Alarm hätte nicht länger dauern dürfen, dann wäre ich nicht mehr herausgekommen. Nur Dank dem Keller, der die Bombe ausgehalten hat und nur gerissen war, blieb ich am Leben. Dann habe ich versucht, zum Potsdamer Bahnhof zu kommen, aber zu Fuß kam ich nicht weiter als bis zur Friedrichstraße. Das ganze Stück dahin war ein riesiges Feuermeer. Schließlich konnte ich nicht mehr weiter und musste zurück. Zwischen "Börse" und Alex war wieder Alarm, das zum zweiten Mal. Es gab eine richtige Panik, um in den Keller zu kommen. Aber es fiel keine Bombe. Weder eine S-Bahn, noch eine Straßenbahn kam, zu Fuß lief ich nach Treptow. Um die Jannowitzbrücke herum brannte alles noch, und am Schlesischen Bahnhof waren die Fenster und Rahmen kaputtgegangen. Vom Schlesischen Bahnhof konnte ich nach längerer Zeit mit der Bahn bis Ostkreuz und von dort bis Treptow fahren. Ab Bahnhof Treptow musste ich bis zum Lager laufen. 2.30 Uhr morgens fiel ich todmüde, nach Rauch und Schwefel stinkend, mit kohlschwarzem Gesicht in meine Krippe. Die Luftschutzmaßnahmen waren ein einziges Chaos! Einen Augenblick dachte ich: Jetzt ist es

aus, und ich hatte Angst. Aber ich dachte an Annie und an Zuhause und war bald wieder der alte."

Soweit der Bericht von Wim.

Herman war an jenem Abend nicht abgereist, dennoch konnten wir keinen Kontakt mehr zu ihm herstellen, und bald stellte sich heraus, dass er am Donnerstag, dem 25 November, nach Holland abgereist und dort gut angekommen war.

Das Essen war wieder schlechter geworden, es gab keine Kartoffeln mehr, außerdem konnte man keine Lebensmittelmarken zukaufen.

Nun war jeden Abend Fliegeralarm. Die Erfahrung hatte gelehrt, dass manchmal durch eine Brandbombe eine Baracke abbrannte, weil die Menschen im Bunker saßen. Man war dann auf einmal alles los. Deshalb gingen wir Jetzt immer mit dem Koffer, Mantel an und in Decken gehüllt in den Luftschutzbunker, der im Winter eiskalt war.

Wir konnten nicht mehr nach Berlin, und das sollte vorläufig auch so bleiben. Das Essen war inzwischen wieder etwas besser geworden.

Am 13. Dezember wurde ich durch den Meister zu einer anderen Gruppe am Fließband versetzt und hatte gleich Nachtschicht von 18 bis 6 Uhr. Ich erhielt Akkordlohn, 1,08-1,14 RM/Stunde, aber weil ich noch keine 21 Jahre alt war, wurde von allem, was über dem Grundlohn von 70 Pfennig lag, 20% abgezogen. Das steckte sich die BMAG in die Tasche.

Am Sonntag, dem 19. Dezember, sind wir noch einmal heimlich nach Berlin gefahren und haben dort zu dritt einen Plan für ein "Weihnachtsdinner" bei Gerit in Adlershof beschlossen. Das Diner sollte bestehen aus: einer Pfanne brauner Erbsen, einer Pfanne Grütze und einer Pfanne Haferflocken. Ich hatte meine Butter gespart und wollte zu Weihnachten als Überraschung Pfannkuchen zum Nachtisch backen.

Nach einer Woche kehrte ich wieder zu meiner alten Gruppe zurück, der Lohn blieb derselbe. Ich war jetzt ein "Spezialarbeiter". Zu Weihnachten bekamen wir eine Schachtel Kuchen und extra Zigaretten. Die Zigaretten, die wir meistens erhielten, waren aus Kroatien, Marke "Rama" oder "Bregava", sie waren ziemlich schwer. Diesmal wurden zu unserer Ration auch 20 deutsche Zigaretten zugeteilt. Ein einziges Mal gab es polnische Zigaretten, aber das war ein "Bauernbetrug" - sie waren nur zur Hälfte mit Tabak gefüllt, die andere Hälfte war ein hohles Mundstück. Zu Silvester hatten wir ab 12.15 Uhr frei, und abends war für die Holländer und Belgier ein gemütlicher Abend organisiert worden,

Ich bin nicht hingegangen, und mit noch 3 Burschen habe ich ruhig in der Baracke gesessen. Von einem der Jungen bekam ich einen Apfel, davon habe ich mit Mehl und Wasser einen Apfelkuchen gebacken - doch ein bisschen Silvestertradition von Zuhause!

In der Nacht zum 1.Januar 1944 gab es wieder Alarm. Es waren einige verirrte Brandbomben gefallen. Gerüchte gingen um, dass es in dem russischen und dem italienischen Lager gebrannt habe.

1944

Ab 15. Januar durften wir nur noch 2 Briefe pro Monat von zwei Seiten Umfang schreiben, auf jeder Seite musste der Name und die Adresse des Absenders stehen und die Sprache, in der der Brief abgefasst war.

Jeder erhielt eine Stempelkarte, die beim Absenden des Briefes abgestempelt wurde, Postkarten waren frei -wahrscheinlich weil der Inhalt schnell zu kontrollieren war.

Am 26. Januar hatte ich einen kleinen Unfall. Ein großer Presslufthammer fiel auf meinen Fuß. Den folgenden Tag habe ich in der Baracke gelegen. Nachts war wieder einmal Fliegeralarm, und wir mussten in den Luftschutzbunker, wo litauische Mädchen saßen, weinten und jammerten und wo ein deutscher Sanitäter herumspazierte und immer "Ruhe" schrie. Das Licht war ausgeschaltet, denn man hatte Angst, es könnte durch den Lüftungsschacht nach draußen scheinen.

Auf Königs Wusterhausen waren einige Bomben gefallen, eine auch auf die Gärtnerei in Wildau, alle Treibhäuser waren zerstört. Die Holzwand unserer Baracke war vom Luftdruck der Bombe nach außen gedrückt worden, so dass eine große Spalte entstand, durch die man nach draußen schauen konnte. Wir haben die Spalte, durch die es hereinzog, mit vereinten Kräften mit Sand und Planen abgedeckt.

Mitte Februar sollte ich versetzt werden. Unsere Truppe nietete noch immer einen Teil der Kessel mit der Hand. Eine Nietmaschine war installiert worden, durch die in unserer Truppe einige Personen überflüssig wurden. Zwei Franzosen wurden weggeholt, ein Deutscher kam in die Truppe mit der Folge, dass nun noch ein Ausländer weg musste. Der Meister hatte die Wahl zwischen einem Belgier, der erst seit kurzem in der Truppe war, und mir.

Wir machten beide dieselbe Arbeit. Der Belgier verdiente 90 Pfennig/Stunde und ich 1,10-1,15 RM/Stunde. Das Problem wurde rein ökonomisch gelöst: Ich musste weg. Ein Kollege von mir, Cor Hazelaar, hatte die Arbeit, die er machen sollte, sabotiert, ohne dass es bemerkt worden war. Er tat, als verstünde er die Anweisungen nicht, und machte alles ungeschickt. Schließlich wurde er in die Hofkolonne eingegliedert, was so eine Art von "Strafkolonne" war. In dieser Gruppe arbeiteten nur Polen und Russen, die sich wahrscheinlich genauso wie Cor verhalten hatten. Sie arbeiteten bei jedem Wetter draußen und mussten zum Beispiel den Kohlenzug entladen, der regelmäßig kam. Das war eine schwere und schmutzige Arbeit. Die Leitung der Kolonne hatte ein Ingenieur, der sich sehr wunderte, dass ein Holländer in seine Kolonne geschickt wurde. Er fragte Cor, was er in Holland gemacht hatte, und der erzählte ihm, dass er Lohnbuchhalter im Nord-OstPolder in Holland gewesen war.

Der Ingenieur regte sich auf, denn in der Lohnbuchhaltung des Werkes hatte man zu wenig Personal. Der Ingenieur schickte Cor Hazelaar zum Chef der Abteilung, und Cor saß nach kürzester Zeit im Lohnbüro. Sehr bald fragte ihn sein Chef, ob es vielleicht noch weitere holländische Verwaltungsleute in der Fabrik gäbe. Da hat Cor auch meinen Namen genannt. Das alles spielte sich ab, als ich bereits in der Kesselschmiede überflüssig war und ich schon lange plante, ins Büro zu kommen. Heimlich habe ich über den Meister gelacht. Er versuchte mir auf allerlei Weise zu erklären, warum ich weg müsste und dass es nur auf kurze Zeit sei. In allem habe ich ihm Recht gegeben, was ihn sehr verwunderte - das hatte er wahrscheinlich nicht erwartet. Schließlich habe ich ihm entgegnet: "Passen Sie mal auf, ich habe_ die längste Zeit in diesem entsetzlichen Lärm gearbeitet!" Da bemerkte er erst, dass er mich gar nicht bestrafte. Ich habe ihn dann gefragt, ob er mich informieren wollte, dass man mich im

Büro gebrauchen konnte, aber das wollte er nicht. Er meinte, er brauche mich in kurzer Zeit wieder, was natürlich Unsinn war: Er wollte mich einfach nicht gehen lassen. Ich habe noch anderthalb Tage gebohrt und hauptsächlich bei der Herstellung einer neuen Waffe, eines kolossalen Hakens auf einem Untergestell mit Zugrädern, zugeschaut. Ungefähr 40 Jahre später habe ich im Fernsehen gesehen, wie die Waffe funktionierte: Die Karre wurde von zwei Lokomotiven gezogen, man konnte den Haken nach unten drehen, so dass die Eisenbahnschwellen gebrochen wurden und die Schienen für die Verfolger nicht mehr zu benutzen waren. Es war durchaus keine Waffe, mit der man den Krieg gewinnen konnte.

"Stemmen" haben sie mich lehren können, ich hatte aber keine Lust. noch ein weiteres Fach zu erlernen, und bin ins Büro umgewechselt.)

Der Personalleiter hatte mir gesagt, ich sollte ins Büro kommen in einem Brief nach Hause habe ich gebeten, mir ein Paar Schuhe zu senden. Meine Schuhe sollten besohlt werden, das dauerte hier aber, mindestens 2 Monate. Während dieser Zeit hätte ich in einer Art Holzsandalen herumlaufen müssen.

Am 28. Februar hatte ich Nachtschicht, ich kam fünf Minuten Vor 6 Uhr in die Halle und war 10 Minuten nach 6 wieder fort: "Nix Arbeit, morgen früh um sechs zurückkommen!" 12.15 Uhr fragte der Meister mich, ob ich nicht wieder in die Baracke zurück gehen wollte, es sei wieder "Nix Arbeit", und die Lohnbuchhaltung habe nach mir gefragt. Am 1. März kam mir der Meister in der Kesselschmiede entgegen und berichtete, ich hätte einen Einsatzschein fürs Büro bekommen, und ab 10 Uhr saß ich im Büro.

IM BÜRO

Im Büro wurde von 7 bis 17.20 Uhr gearbeitet. Der Lohn betrug 69 RM/Monat. Diese Umsetzung hatte ich Cor Hazelaar zu verdanken der bereits im Lohnbüro arbeitete und mir bei seinem Chef eine gute Referenz verschafft hatte. Anfang März war mittags Fliegeralarm, einige Leute waren draußen stehengeblieben.

Sie sahen, wie eine "Fliegende Festung" abgeschossen wurde und ein Mitglied der Besatzung mit Fallschirm herunterkam und auf den, Feld hinter den Häusern in der Hauptstraße gelandet war, wo er vom Fleischer mit einem großen Messer empfangen wurde. Er hatte den Amerikaner gefangengenommen. Am Mittwochmittag gab es wieder Fliegeralarm, jetzt blieben noch mehr Leute draußen stehen. Auch ich war aus Neugier draußen. Da sahen wir alle, dass eine zweite Formation Flieger Bomben abwarf. In Panik flüchteten alle in die Luftschutzbunker. Es folgten Explosionen, es war ein höllisches Lärmen und Dröhnen, und als wir danach nach draußen gingen, konnten wir wegen der Rauchentwicklung die Sonne nicht mehr sehen. Der Schaden an der Fabrik war nicht groß, nur eine unbedeutende Halle war schwer getroffen. Im Lager aber waren einige Baracken im Holländerlager abgebrannt und schräg gegenüber von uns auch eine Baracke der tschechischen Jungen und Mädchen, die einen Monat vorher angekommen waren und dort wohnten, Die Betroffenen hatte natürlich alles verloren, und es wurde wieder eine Hilfsaktion organisiert, um sie mit Kleidung zu versehen; von den deutschen Behörden bekamen sie nichts.

In einem Brief (Nr.39) schrieb ich:

"Im Büro geht es gut, und es gefällt mir sehr gut. Ich habe hier mindestens genauso gute Arbeit wie in der letzten Zeit in der Reichsversicherungsbank. Besonders am Anfang hat mich die Büroarbeit mehr ermüdet als das "Stemmen ". Wie Ihr schon wisst, sind wir hier zwei Holländer im Lohnbüro. Dann und wann geben wir eine kleine Beschreibung vom Leben in Holland, Diese Woche habe ich meinen deutschen Kollegen erzählt, wie wir in Holland Polder trocken legen. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass das Land, das wir dem Meer abgewinnen, niedriger liegt als das Meer und dass da nur ein Deich dazwischen liegt. Das sei doch ein großes Risiko, wenn der Deich mal bricht. Ich habe ihnen erklärt, dass das unser ewiger Kampf gegen das Wasser ist. Diese Woche haben wir eine Debatte von ungefähr anderthalb Stunden geführt. Eine Frau behauptete, dass die Ausländer jetzt besser gekleidet seien, als damals, als sie gekommen waren, Cor wurde ärgerlich und sagte: "Als ich herkam, hatte ich zum Beispiel eine Sommerjacke an, wie Sie sie in den letzten zwanzig Jahren nicht mehr gesehen haben." Einer der deutschen Kollegen meinte, man solle die Holländer nicht über einen Kamm scheren mit den anderen Ausländern, denn die Lebensverhältnisse in Holland seien sogar besser als in Deutschland... Wir sprachen auch darüber, dass man hier viele Unterschiede mache, worauf eine junge Frau erklärte: "Das ist eine Anerkennung für die Leistung." Wir erwiderten darauf, dass man hier eine Anerkennung für Sachen bekam, die woanders ganz gewöhnlich und selbstverständlich sind. Gegen die Kritik über die Haltung und das Benehmen vieler Ausländer konnten wir leider wenig einwenden, schließlich hatte man unreife und "grüne" Menschen hierher gebracht. Wir ließen uns aber nicht auf der Nase herumtanzen und sagten, dass die Haltung und das Benehmen vieler Deutscher den Ausländern gegenüber auch zu kritisieren seien. Wenn ich zum Beispiel im Zug für eine Frau Platz machte, war ein Mann oft schnell dabei, sich auf den Platz zu setzen. So etwas hatte ich in Holland nie erlebt! Wir haben uns amüsiert, nächstes Mal gehen wir weiter."

Die Ostertage waren ruhig. Am ersten Ostertag waren wir in Berlin mit Wim im Kino und nachher war "Stammessen" bei "Georg". Das war ein Essen, das man noch ohne Marken bekommen konnte und das meistens besser und schmackhafter als unser Lageressen war.

"Georg" war ein Restaurant im Treptower Park, wo wir von einem kleinen flinken Ober mit Namen Peter bedient wurden, der mich an den österreichischen Filmschauspieler Hans Moser erinnerte. Wir kamen gut mit ihm aus, und er bediente die Ausländer zum Ärger vieler Deutscher sehr gut, denn unser Trinkgeld war auch immer gut. Am zweiten Ostertag wollten wir zum Funkturm, aber da war eine solche Menschenschlange, dass wir damit rechneten, ungefähr 6 Stunden zu warten, bevor wir an der Reihe waren.

Wir sind dann zum Olympia-Stadion gefahren, wo wir Schilder gesehen haben, auf denen auch die Namen der Sieger aus Holland standen, die Goldmedaillen errungen hatten.

Ich hatte meinen Vater gebeten, mich in Holland für die Prüfung "Deutsche Handelskorrespondenz" einzutragen, damit ich mit diesen Papieren Urlaub beantragen konnte, Die Papiere erhielt ich auch in der zweiten Aprilhälfte, aber Cor Hazelaar war inzwischen in Holland auf Urlaub und war nicht zurückgekehrt. Es befremdete die deutschen Kollegen, dass er noch nicht zurück war, und sie fragten mich ständig, ob ich schon etwas gehört hatte. Ich antwortete aber nur, dass ich es auch nicht verstünde; ich konnte ihnen kaum etwas über die Widerstandsbewegung und übers Untertauchen erzählen. Aber Cors Wegbleiben reduzierte meine eigenen Chancen auf Urlaub. Schließlich bin ich doch mit den Papieren zum Chef, Herrn Stamm gegangen. Das war ein freundlicher gebildeter Mann, kein Parteimitglied, der zuweilen Gespräche mit uns über die Vorkriegszustände in Holland führte. Er war auch interessiert am Leben dort, und ab zu bekamen wir einige Zigaretten von ihm. Ich gab ihm meine Papiere, er sah sie gründlich durch und schickte mich zu Frau Rausch, das war die Frau, die den Urlaub regelte. Sie hatte noch zwei Sonderurlaubsscheine und sollte meinetwegen beim Arbeitsamt anfragen. Als Datum für die Abreise hatte ich den 9. oder 10. Juni angegeben.

Ende April war Wim bei mir im Lager. Ich sollte eine große Pfanne Grütze zubereiten. Ich hatte zu wenig Grütze, aber glücklicherweise besaß ich noch ein Paket als Vorrat. Ich öffnete das Paket, und was für eine Überraschung! Da kam ein Paket Tabak mit Zigarettenpapier zum Vorschein. Es war absolut nicht zu sehen, dass das Päckchen offen gewesen war; mein Vater hatte es sehr vorsichtig geöffnet und wieder zugemacht und den Tabak versteckt, weil der sonst bei einer eventuellen Kontrolle als erster gestohlen worden wäre. Er hatte darüber aber auch nicht in einem seiner Briefe geschrieben. Das Päckchen war schon wochenlang in meinem Besitz, ohne dass ich den Inhalt kannte.

Mitte Mai 1944 wurde jeglicher Urlaub für unbestimmte Zeit gesperrt - mein Urlaub fand also vorläufig nicht statt. Laut Frau Rausch war die politische Situation daran schuld. Man erwartete jeden Augenblick die Invasion. Die Stimmung war gespannt, heute oder morgen sollte es schon losgehen.

Zu Silvester 1943-44 hatten einige Jungen einen gemütlichen Abend organisiert und auch einen Verein "Ons Ideaal" gegründet. Der Abend war, glaube ich, mehr für die Organisatoren bestimmt, denn am Ende waren die "Herren" ziemlich besoffen. Die Spirituosen hatten sie wahrscheinlich von der Lagerführung bekommen, die diese bis Weihnachten zurückgehalten hatte. Einer der Organisatoren war so besoffen, dass wir ihn angekleidet unter die Dusche gelegt und die Hähne weit aufgedreht haben.

In der zweiten Hälfte des Monats Mai gab Herr Stamm mir die Papiere mit der Mitteilung zurück, dass Urlaub für unbestimmte Zeit gesperrt wäre, wenn diese Maßnahmen aber aufgehoben wurden, sollte ich mich gleich melden. Kurz danach wurde Herr Stamm nach Berlin versetzt. Sein Nachfolger war ein etwas dummer, fanatischer Parteimann, der jeden Morgen die Hacken zusammenschlug, den rechten Arm hob und laut den Hitlergruß vor dem Porträt des Führers ausbrachte, das an der Wand hing. Er hasste die Ausländer, die, obwohl sie viel jünger als er, besser gebildet waren.

Ich war also in die "Astra-Abteilung" versetzt worden, wo mit Buchungsmaschinen gearbeitet wurde. Die Maschinen wurden von Mädchen bedient, und ein anderer holländischer Kollege, Ton Brugman, und ich machten die Kontrollarbeit. Ein Nachteil war, dass diese Abteilung im Keller war, so dass wir immer bei Kunstlicht arbeiteten. Die Arbeitszeit war jedoch angenehm: Wir arbeiteten hier in zwei Schichten, eine Woche von Montag bis einschließlich Sonntag morgens von 6 bis 13 Uhr mit einer halben Stunde Pause. Die andere Woche von Montag bis einschließlich Sonnabend-mittag von 13 bis 20 Uhr auch mit einer halben Stunde Pause. Für den Essenholer war das sehr günstig: Ich musste mein Essen holen, wenn niemand anders dastand, und da gab es oft etwas extra.

In Juni 1944 fand die Invasion statt - den Urlaub konnte ich also vergessen. Dennoch wollte ich versuchen, 10 Tage Urlaub in Deutschland zu erhalten, schließlich arbeitete ich schon ein ganzes Jahr und hatte also ein "Recht” auf Urlaub.

IM KRANKENHAUS TEUPITZ

Am Sonntag, dem 7.August 1944, lag ich bei Wim in Treptow anderthalb Stunden mit Halsschmerzen und Fieber im Bett. Zurück in Wildau ging ich auch gleich wieder ins Bett.

Es sollten 15 Mann in Richtung Polen fahren, um Panzerabwehrgräben zu bauen. Ton Brugman und ich sollten auch mit. Im Büro sollten Überstunden gemacht werden, wodurch wir überflüssig waren, und das restliche Personal war weiblich, und die kamen nicht in Frage. Aber im letzten Augenblick wurde für Ton und mich alles abgeblasen, denn unser Chef, der Herr Furt- oder Feuchtwängler, konnte uns nicht entbehren. Die Männer sollten auch nur für kurze Zeit ausrücken, denn sie nahmen nur ein Paar Unterwäsche und wenige Toilettenartikel mit, für Verpflegung wäre gesorgt. Die 15 Mann sind ungefähr eine Woche fort gewesen. Sie haben nicht viel machen können, weil es an Geräten mangelte und die Versorgung war auch sehr schlecht gewesen.

Am Montag bin ich zu dem spanischen Arzt gegangen und habe ihm auf Französisch so gut wie möglich meine Beschwerden geschildert. Man sagte, er spräche und verstünde kein Deutsch, das schien er nur mit seinen deutschen Freundinnen zu können. Nach dem er mir in den Hals geguckt hatte, wurde ich in die Krankenbaracke eingewiesen, wo zwei französische Sanitäter für die Kranken sorgten. Ein oder zwei Tage später konnte ich auch nicht mehr trinken, und das Fieber stieg an. Einer der Sanitäter schaute in meinen Hals und benachrichtigte den Arzt, der Diphtherie konstatierte und mich zum Krankenhaus weiter schickte. Ich bekam zwei Bescheinigungen für das Krankenhaus in Teupitz, ungefähr 20 Kilometer hinter Königs Wusterhausen. Auf meine Frage, wie ich da hinkommen sollte, wurde gesagt: "Ganz einfach, mit dem Zug." Zuerst musste ich zum Wildauer Bahnhof laufen, dann die Bazillen im Zug verstreuen, und in Teupitz zeigte es sich, dass das Krankenhaus für einen gesunden Menschen mindestens noch eine Fußstunde entfernt war. Glücklicherweise kam mir in Teupitz ein Bauer mit Pferd und Wagen entgegen, den ich fragte, ob ich mit-fahren dürfte, Er sah wahrscheinlich, dass ich mich nicht wohlfühlte, und ich konnte hinten auf seinem Karren mitfahren. Er fuhr leider nicht zum Krankenhaus, und die letzten 1 ,5 km musste ich laufen.

Bei der Ankunft im Achenbach-Krankenhaus kontrollierte eine ältere Schwester meinen Hals. Sie fragte mich, wo ich arbeitete, Auf meine Antwort, dass ich in Wildau lebe, meinte sie ärgerlich: "Dort ist ein spanischer Pferdedoktor, der die Leute immer zu Spät weiterschickt." Ich wurde schnell ins Bett gesteckt und bekam gleich eine Spritze. Von dieser Injektion spürte ich nichts, aber ich hatte das Gefühl, als ob mein Herz in meiner Kehle klopfte, und nach einiger Zeit tat mir alles weh. Es war auch eine enorme Spritze gewesen, Später hörte ich, dass man in Holland eine solche Menge Serum meistens in 2 oder 3 Raten gibt, aber vielleicht war es auf diese Weise bei mir schon notwendig. Ich durfte das Bett nicht verlassen, auch bei eventuellem Fliegeralarm musste ich im Bett bleiben und warten, bis ich geholt wurde. Wir waren in dem Saal ausschließlich Ausländer: 3 Franzosen, 1 Belgier, 1 Tscheche, 1 Serbe und meine Person - alle mit verschiedenen Krankheiten. Abends musste ich zur Toilette, und einer der anderen Kranken sollte mich begleiten, aber nach ein paar Metern brach ich zusammen. Sie fingen mich auf und legten mich wieder ins Bett, worauf ich ein widerliches Getränk bekam, das mich schnell wiederherstellte. Spät am Abend war Fliegeralarm, und alle begaben sich in den Keller, nur ich sollte liegenbleiben. Nach 10 Minuten kam eine Krankenschwester kontrollieren und fand mich in Bett. Ich sagte, ich musste im Bert bleiben, da holte sie eine weitere Schwester herbei. Ich wurde, zwischen beiden hängend, in den Keller gebracht und sie legten mich auf eine Pritsche, wonach ich sofort einschlief. Am nächsten Abend gab es wieder Alarm, wieder wurde ich zwischen zwei Schwestern hinunter gebracht. Die eine ließ mich an meine Mutter denken: "Nicht

wimmern, seien Sie tapfer..."Am zweiten Tag, als sie mich wieder hinunter brachten, sagte sie über ihre Kollegen und mich: "Männer stellen sich immer ganz schlimm an." Sie arbeitete schon jahrelang auf dieser Abteilung und betreute oft auch Diphtheriepatienten, aber sie war noch nie daran erkrankt. Etwa eine Woche später erkrankte sie auch an Diphtherie, und da haben der Belgier und ich sie zwischen uns in den Keller getragen. Sie war so sportlich zu sagen, dass sie niemals gedacht hätte, dass man von Diphtherie so krank sein konnte. Nach ungefähr fünf Tagen durfte ich wieder alles essen und trinken, und am Mittwoch, dem 24. August 1944, konnte ich wieder aufstehen, Nun hieß es warten, bis festgestellt wurde, dass ich kein Bazillenträger mehr war. Am 16. und 24. August hatte man einen Abstrich von Hals und Nase gemacht. Das Ergebnis des ersten war noch nicht zurück, also wurde es September 1944 bevor ich entlassen wurde, und das fand ich gar nicht schlimm.

Ein gutes Bett mit guter Matratze und Schlafen in sauberer weißer Bettwäsche war ein Luxus, der von mir aus bis Kriegsende dauern konnte, Die Menge des Essens war nicht viel größer als im Lager, aber es schmeckte viel besser. Wir hatten hier wenig zu tun und halfen auf der Abteilung ein bisschen bei der Hausarbeit, Auf dem Zimmer neben uns lagen deutsche Jungen vom Arbeitsdienst, mit denen wir aber nichts im Sinn hatten.

Der Belgier und ich sprachen Holländisch, und wir konnten uns auch auf Französisch verständigen, so dass wir auch mit den Franzosen sprechen konnten. Der Kontakt mit den Tschechen und dem Serben war jedoch ganz schwierig - ein Wort deutsch und weiter mit Händen und Füßen. Morgens kam der Arzt zur Kontrolle, die Patienten, die laufen konnten, sollten Haltung am Fußende des Bettes einnehmen. Ich habe dort noch einmal Dolmetscher zwischen

dem Arzt und einem älteren Franzosen gespielt. Der Franzose versuchte dem Arzt begreiflich zu machen, dass er beim Essen von Brot

Magenbeschwerden hatte, aber nicht vom Brei essen. Der Arzt hatte von seiner Geschichte nur das Wort "Mal" verstanden und sagte dann "oui mal" und strich dabei über seinen Magen. Ich habe unter vielen Entschuldigungen dem Arzt berichtet, was der Mann gesagt hatte. Er sah mich etwas verärgert an und fragte: "Welche Nationalität?" Nachdem ich ihm erzählt hatte, ich sei Holländer, durfte ich ans Bett des Franzosen kommen. Jedenfalls war es für den Patienten ein Erfolg, dass er anstatt Brot jetzt Brei bekam. Der Arzt fand es anscheinend nicht so reizend, dass er beim Kontakt mit einem französischen Patienten von einem holländischen Burschen abhängig war, der sein Sohn hätte sein können.

In der Abteilung arbeitete auch ein russisches Mädchen in der Hauswirtschaft: Fußboden aufwischen, Bügeln, Essen bringen usw. Sie trug immer ein Kopftuch, so dass man nichts von ihrem Haar sehen konnte. Ein deutscher Junge zog einmal ihr Kopftuch herunter, da hatte sie nur kleine Haarstoppeln auf dem Kopf. Sie hatte Typhus gehabt und alle Haare verloren. Der Junge aber, der das Kopftuch abgezogen hatte, wusste das. Erst lachte er, aber das Mädchen war so wütend und verprügelte ihn. Als er bemerkte, dass Wir das Mädchen verteidigten, ließ er von ihr ab. Das Bügeln von Betttüchern machte sie meistens auf unserer Abteilung: jeder sang ein Liedchen in seiner Muttersprache, Dag Anfeuchten der Betttücher geschah auf eine spezielle Weise « sie nahm einen Mund voll Wasser und blies das Wasser als feinen Regen über die Bügelwäsche. Sie arbeitete 7 Tage in der Woche und

hatte niemals frei. Nicht weit von Teupitz arbeitete ihre Schwester die hatte sie schon zwei Jahre nicht mehr gesehen. Ein anderes russisches Mädchen, der Belgier und ich haben mit Zustimmung der Oberschwester an einem Sonntag ihre Arbeit übernommen. Das war der Anfang einer festen internationalen Solidarität. (Beim Hungern und beim Essen..., die Solidarität!) Von dieser Zeit an bekamen wir durch ihr Zutun mehr zu essen, Morgens brachte sie einen Teller mit zwei Stullen, und wenn sie dann die Teller wieder abholte, fragte sie oft, ob wir noch mehr essen wollten, Wir bekamen denn noch einmal einen Teller mit zwei Stullen mit Belag, und auf dieser Weise bekamen wir

manchmal sechs Stullen. Auch mittags beim warmem Essen hatten wir auf dieser Weise oft etwas mehr. Zum Leidwesen der deutschen Jungen, die haargenau ihre Ration bekamen, worüber sie sich oft beklagten, Unsere Russin gab ihnen niemals etwas extra. Ich habe mich später gewundert, dass die Leitung nichts getan hat, ich weiß nicht, ob sie nichts gesehen oder bemerkt haben, so etwas muss doch aufgefallen sein! Wir lernten einige nette russische Wörter von dem Mädchen, denn was man so während die Arbeit von den Russen lernte, war keine salonfähige Sprache. Sie lehrte uns auch ein einfaches russisches Liedchen, und wir versuchten, ihr eines unserer Lieder beizubringen. So wurde es doch noch gemütlich.

Wir hatten eigentlich nichts zu tun, also halfen wir beim Abwaschen, Staub wischen, Wäsche auswringen und aufhängen. Eines Tages sollte ich einer Schwester helfen, Blut bei zwei Patienten abzunehmen. Ich sollte mit einem Handtuch den Oberarm des Patienten abbinden. Zuerst den alten Franzosen mit den Magenbeschwerden, der war inzwischen so abgemagert, dass er elf Mal gestochen wurde, bevor die Schwester endlich von ihm Blut nehmen konnte. Er gab keinen Laut von sich, aber vielleicht war ihm so schlecht, dass er gar nichts gefühlt hat. Danach war der Belgier an der Reihe, der fing schon an zu jammern, als der Franzose gestochen wurde, und als er wirklich dran kam, machte er einen solchen Lärm, als ob man ihn bei vollem Bewusstsein operieren würde. Anfang September war das Ergebnis der ersten Probe zurück. Es war negativ, also keine Bazillen mehr. Jetzt noch die zweite, womit sie von mir aus keine Eile haben sollten. Am 13, September kam die zweite Probe, auch mit negativem Ergebnis - also Abschied vom Krankenhaus in Teupitz und vom gutem Leben.

Zurück in Wildau verschrieb mir der spanische Arzt noch 14 Tage Erholungsurlaub, und danach ging es wieder an die Arbeit. Ich hatte Glück, dass ich noch im Büro arbeitete, denn die meisten aus dem Büro waren im Rahmen des "Totalen Einsatzes" wieder in die Fabrik versetzt worden.

DER KONTAKT MIT DEN NIEDERLANDEN WIRD SCHWIERIG

In den Niederlanden war ein Eisenbahner-Streik, so dass nur noch wenige oder gar keine Briefe mehr ankamen Ich fuhr noch jeden Sonntag zu Wim nach Berlin. Nach einiger Zeit bekam ich beim Sprechen einen Nasenton, und wenn ich etwas trank, musste ich beim Schlucken meine Nase zuhalten, sonst lief alles durch die Nase wieder heraus, Plötzlich war es wieder vorüber, bis ich einige Zeit später Gelenkentzündung bekam. Sobald ich eine Kniebeuge machte, konnte ich mich nicht mehr aufrichten. Ich musste mich an irgend etwas hinaufziehen.

Als ich am Abend aus der Fabrik kam, musste ich mich an dem Geländer der hohen Treppe zwischen Lager und Fabrik nach oben ziehen. Von einer Familie aus Miersdorf, einem deutschen Kollegen, den ich ab und zu besuchte, bekam ich Vorkriegs-Öl für Massagen und von Tante Miede aus Schleswig-Holstein Calciumtabletten.

Nun muss ich aber erst erklären, wer Tante Miede war. Ein Bruder meiner Mutter, Freek, war verheiratet mit einer deutschen Frau, mit Tante Ina. Sie war nach dem Ersten Weltkrieg als Dienstmädchen nach Holland gekommen. Sie war Waise und bei dieser Tante Miede und Onkel Hans erzogen worden. In den 30er Jahren waren meine Eltern mit Tante Ina und Onkel Freek dort eine oder zwei Wochen auf Besuch gewesen. Dieser Tante Miede war ich später bei einem Besuch in Holland begegnet. Ich hatte schon früher Kontakt mit der Familie aufgenommen mit der Idee, falls ein Urlaub in Deutschland gelang, sie zu besuchen. Sie hatten eine Apotheke, die inzwischen von dem Sohn Karl übernommen worden war. Ich glaube, dass mir die Tabletten, die ich von ihnen erhielt, am besten geholfen haben. Nach einiger Zeit war mein Zustand wieder normal,

Der Kontakt zu Holland war fast ganz eingestellt. Die freiwillige Meldung für den Volkssturm in Oktober war nicht so gut gelaufen, obwohl viel Druck auf die Männer ausgeübt wurde. Man hatte keine Lust, mit einem Armband als Erkennungszeichen zu kämpfen, denn laut Aussage des berühmten Generals von Clausewitz war man dann "franc tireur" (Freischärler): Man wurde bei Gefangennahme gleich erschossen. Im November wurde der Volkssturm aufgerufen, eigentlich ein erwarteter Aufruf für alte und sehr junge Leute (1884-1929), für die man keine Uniformen mehr hatte. Alle diese Leute waren auf dem falschen Dampfer, sie bemerkten es nur viel zu spät. Man hatte inzwischen ein wasserdichtes System der Kontrolle, ob die Männer sich gemeldet hatten oder nicht. Beim Abholen der Lebensmittelkarten musste man einen Beweis vorlegen, dass man beim Volkssturm eingetragen war.

Ende Oktober war ich mit Ton Brugman und Wim nach Berlin gefahren, um Schuhe zu kaufen. Ich hatte endlich eine Schuhmarke bekommen, aber jetzt waren keine Schuhe in meiner Größe vorhanden.

Die Bevölkerung von Berlin hatte inzwischen große Angst vor dem 22. November 1944, jenem Tag, an dem im vorigen Jahr die große Bombardierung von Berlin angefangen hatte. Hier ein kleines Stück aus dem Tagebuch von Wim von Sonntag, dem 24. Dezember, woraus ersichtlich wird, dass der Aufschrei "Wir haben es nicht gewusst" lange nicht allen Deutschen abgenommen werden kann.

Mir wurde erzählt, wie die Nazis den Beitrag für die Sozialversicherung erhöht haben und die Auszahlungen um 20 oder 30% herabsetzten und dass in Berlin Buch eine Irrenanstalt sei, die voller Patienten gewesen ist und wo jetzt kein einziger Patient mehr lebt. Die Deutschen behaupten, die Patienten seien wieder normal geworden (d.h. liquidiert). Dieselbe Einrichtung ist auch die Endstation für viele ernsthaft Erkrankte. Wenn ein Arzt Platz für einen Patienten braucht, fragt man den Arzt: "Ist es ein hoffnungsloser Fall?" Ist das so, oder wird es als derartig betrachtet, dann geht der Patient nach Buch und stirbt innerhalb von zwei oder drei Tagen, Hinterher kann man nichts beweisen – dem Patienten wird Luft in die Vene gespritzt, wodurch sich sein Blut verdickt, was den Tod zur Folge hat. Bei einer eventuellen Autopsie wird also gar nichts gefunden.“

Das wurde Wim von Deutschen erzählt. Im Monat November passierte nichts Besonderes. Am 5. Dezember 1944 bin ich furchtbar erschrocken, denn als ich ins Lager kam, war da ein Brief von meinem Vater mit einer deutschen Briefmarke. Ich dachte, jetzt ist er aufgegriffen und nach Deutschland geschickt worden. Wir hatten gehört, dass in Holland überall Razzien gemacht wurden. Den Brief hat er aber einem Bekannten mitgegeben, der nach Deutschland musste.

Dieser Mann hatte in Deutschland eine Briefmarke auf den Brief geklebt und ihn in einen Briefkasten geworfen. Ich habe noch am selben Tag zurückgeschrieben, und der Brief ist auch angekommen

(Nr. 60).

Zu Weihnachten 1944 haben wir das Zimmer geschmückt und Tischdecken aus Papier geschnitten, so dass es doch ein wenig festlich war. Als Extraration bekamen wir ein Weihnachtsbrot. Beide Weihnachtstage war Wim hier.

Das war ganz nach seinem Sinne. Wim brachte Brot, Zucker und Kartoffeln mit, und ich hatte noch weiße Bohnen, Zucker, Grütze getrocknete Äpfel und Brot, wovon wir lecker und viel gegessen haben. Wir haben die Feiertage mit Plaudern, Singen und Kartenspielen verbracht. Am 2. Weihnachtstag, haben wir Briefe

geschrieben, die mit einem Boten von der Germanischen Leitstelle in Henkel (eigentlich war das gegen unser Prinzip, eine feindliche Organisation zu nutzen) nach Hause geschickt werden sollten und dort trotz Eisenbahnerstreik in Holland angekommen sind (Nr. 6]).An den Tagen zwischen Weihnachten und Silvester wurde nicht gearbeitet - ein großer Luxus. Wim empfing am 29. Dezember noch einen Brief von Zuhause, in dem stand, dass man in Holland pro Person und Tag 3 Scheiben Brot und einen halben Liter Essen aus der Garküche auf die Essenmarken bekäme. Da hatten wir es noch gut, aber beunruhigend war es dennoch.

Am Silvestertag 1944 kam Wim nach Wildau, es hatte ihm zu Weihnachten gut gefallen. Es war hier ruhiger als in Berlin, weniger Alarm, und die Stimmung in unserem Zimmer war besser und gemütlicher als bei ihm in Treptow.

Wir sind in der Kantine gewesen, wo eine Revue von Amateuren aufgeführt wurde. Die Kapelle war ganz gut, es waren die Jungen aus dem Holländer-Café, verstärkt durch einen Schlagzeuger. Vor

dem Ende des Abends gab es leider Fliegeralarm, der bis 8 Uhr dauerte. Wir sind in den Luftschutzbunker gegangen, denn wir konnten in die Ferne das Schießen hören. Später hörten wir, dass in Berlin eine ganze Menge Bomben gefallen seien. Nach dem Fliegeralarm wurde der Rest des Programms aufgeführt, wobei ich mit Ton Brugman, der Gitarre spielte, und noch einem anderen Zimmergenossen ein paar Lieder gesungen habe. Um 12 Uhr haben wir einander ein glückliches Neujahr gewünscht, in der Hoffnung, im nächsten Jahr das Fest zu Hause zu feiern - woran viele nicht

glaubten. Am Neujahrstag schliefen wir bis 11 Uhr, und nachherhaben wir noch etwas geplaudert, gesungen und noch mal Karten gespielt. So fing für uns 1945 an.

1945

Unsere Lage war nicht rosig, doch es gab immer Leute, die ihren Sinn für Humor nicht verloren. Hier noch ein originaler Weihnachtswitz:

Weihnachten 1944 fällt aus folgenden Gründen aus:

Maria ist dienstverpflichtet.

Die Hirten sind beim Arbeitsdienst,

Das Christkind wurde wegen Fliegergefahr evakuiert,

Josef ist beim Volkssturm.

Die Drei aus dem Morgenland haben kein Einreisevisum

erhalten.

Heu und Stroh wurden vom OKW beschlagnahmt.

Der Esel ist bei den Gebirgsjägern eingesetzt.

Der Weihnachtsmann liegt im Lazarett, weil er sich die Füße nach Geschenken wund gelaufen hat.

Das war typisch für die Stimmung in Deutschland. Noch vor dieser Zeit war es uns gelungen, Karten für eine große Show im Wintergarten oder in der Scala in Berlin zu ergattern. In diesen Theatern wurden noch immer spektakuläre Shows aufgeführt, die lange Zeit vorher ausverkauft waren. Außerdem wurden die

Karten nicht an der Kasse verkauft - der Verkauf wurde hauptsächlich durch die Organisation "Kraft durch Freude" realisiert, so dass eigentlich nur Parteimitglieder in Betracht kamen. Wir hatten zu sechst auf dem Schwarzmarkt Karten gekauft.

Das Publikum im Theater in unserer Umgebung war nicht so enthusiasmiert über unsere Anwesenheit: Eine Schande, dass Ausländer in diesem Theater auf solch schönen Plätzen sitzen. Wie hatten wir überhaupt die Karten bekommen? Die Stimmung rundum war feindlich; wir haben so getan, als ob wir nichts verstanden.

Der Chef meiner Abteilung sagte mir in einem unbeobachteten Augenblick, er wolle gerne mit mir tauschen. Auf meine Frage, ob es ihm unser Lager und die Versorgung angetan hätten, antwortete er: "Nein, das nicht. Aber ich möchte so einen Pass wie Sie haben“. Unsere Pässe waren zwei Jahre gültig und sollten diesen Sommer ablaufen. Bei einer Nachfrage stellte es sich heraus, dass Schweden die Belange der Niederländer vertrat. Sie würden also unsere Pässe verlängern.

Ein Teil der Burschen, darunter auch ich, hatten die Pässe für 7 RM verlängern lassen. Die Formalitäten sollten lange dauern. Aber nach ungefähr zwei Wochen hatten wir unsere Pässe zurück.

Die Verbindung mit Holland war so gut wie unterbrochen, und nur ab und zu kam auf einem Sonderweg noch ein Brief, aber mit Paketen war endgültig Schluss. Wir waren bei vielen Artikeln von Paketen aus Holland abhängig. Nicht nur in erster Instanz, d.h., beim Essen, sondern auch bei vielen kleinen unwichtigen Sachen, wie Rasierklingen, Wolle zum Socken stopfen, Rasierseife usw. Die Kleidung, die wir beim Abschied aus Holland mitgenommen hatten, wie Unterwäsche, Socken und Oberhemden, war eigentlich abgetragen. In Deutschland konnten wir von diesen Artikeln nichts kaufen, weil sie zum größten Teil auf Kleidermarken bezogen wurden, und die bekamen Ausländer nicht. Außer den 12 Stunden Arbeitstag mussten wir auch unsere Kleidung selbst waschen und immer mehr flicken. Wir hatten auf unserem Zimmer einen Jungen, der war Schneider, und er konnte so viel Arbeit bekommen, wie er nur wollte. Er arbeitete vor allem für Zigaretten und Tabak und zuweilen auch für Kartoffeln, Bohnen, Haferflocken und Grütze, Ich hatte bei meiner Abfahrt nach Deutschland einen Mantel mit grauweißem Fischgratmuster mitgenommen. Der Mantel wurde an den Ärmeln und um die Taschen schon kahl. Ich fragte unserem Schneider. was man tun könnte, aber bei Mangel an Flickzeug nicht viel. Die einzige Möglichkeit war, den Mantel auseinander zu trennen und zu wenden, aber das war zu viel Arbeit, und daran hatte er kein Interesse.

Der Schneider hatte genügend einfache Arbeit, außerdem war er sehr träge; er kam nur richtig in Bewegung bei Mangel an Zigaretten. Auf meine Frage, ob er mir wenigstens mit Rat ein bisschen helfen wollte, erwiderte er glücklicherweise: "Ja". Ich habe dann den ganzen Mantel auseinandergenommen und in einigen Wochen nach seinen Anweisungen wieder zusammengesetzt. Der Mantel hätte keinen Schönheitspreis erhalten, aber jedenfalls sah er wieder anständig aus, und ich habe im Winter noch viel Freude damit gehabt. Als ich später mit diesem Mantel wieder zu Hause angekommen bin, konnte meine Mutter gar nicht glauben, dass ich den Mantel selbst gewendet hatte.

Zu Silvester war für 3 Mann je eine kleine Flasche Schnaps ausgegeben worden, und wir hatten uns überlegt, dass einer von uns den Schnaps gegen Kartoffeln eintauschen sollte. Später erfuhren wir, dass uns dieser "Kollege" betrogen hatte. Er hatte vor der Teilung der Kartoffeln sich selbst zuerst eine tüchtige Portion zugeschanzt, ohne etwas zu sagen. Auch so etwas geschah unter Schicksalsgenossen!

Die Essenszubereitung wurde immer schwieriger, denn wir bekamen immer weniger Kohlen, so dass wird den Ofen nur am Abend heizen konnten. Dadurch konnten nur ein oder zwei Mann etwas kochen, außerdem dauerte es eine geraume Zeit, bevor der gusseiserne Ofen warm war. Vor allem kamen aus jedem Bett einige Bretter in den Ofen, die aber schnell zu Ende gingen. In der Folgezeit nahm jeder, wenn er etwas Brennbares fand, das mit in die Baracke - aber man musste vorsichtig sein.

Ab und zu gingen wir im Dunkeln auch zu einem Parkplatz. Der befand sich in einer Ecke des Fabrikgeländes an der Straße, die den Berg herunter führte, Dort standen oft defekte Lokomotiven mit Tender, in denen meistens noch Kohlen waren. Man musste dafür über ein hohes Gitter klettern und danach versuchen, auf den Lokomotiven aus dem Tender die Kohlen zu holen. Es waren meistens große, ungefüge Stücken Fettkohle, die enorm brannten. An einem Sonntagabend gab es nichts mehr zu brennen. Wir mussten Kohlen "organisieren" und haben gleich ein großes Stück in den Ofen geworfen. Es brannte sehr gut, sogar so gut, dass die Funken aus dem Schornstein stoben und das Ofenrohr glühte. Das war ziemlich gefährlich, denn das Rohr führte durch ein Holzdach nach draußen. Die Funken waren auch einem Wachmann aufgefallen, der rannte in Panik in unser Zimmer und wollte wissen, was wir machten. Die Kohlen konnten wir noch rechtzeitig verstecken. Wir haben ihm zusammenhanglos irgend eine Geschichte in gebrochenem Deutsch erzählt, was dem nicht so klugen Wachmann als Erklärung genügte.

DIE BOMBARDIERUNG BERLINS

Zum Jahreswechsel 1944/45 war die militärische Lage angespannt, und dann stellte sich heraus, dass die Ardennen-Offensive der Deutschen misslungen war. Das bedeutete für uns eine Erleichterung und hob unsere Stimmung; Die kriegführenden Parteien an der Westfront wollten sich erholen, während an der Ostfront längst der Rückzug der deutschen Truppen begonnen hatte.

Am Samstag, dem 16.Februar, gab es einen schweren Luftangriff auf Berlin. An dem Tag war ausgezeichnetes Wetter, und wir schauten in die Ferne nach Flugzeugkämpfen. Die Luft war erfüllt von explodierenden Luftabwehrgranaten, und am Himmel zeichneten sich Kondensstreifen ab. Die Flieger blieben über Berlin und kamen nicht in unsere Richtung.

Am folgenden Tag war das Wetter trübe, und ich begab mich wieder zu Wim nach Treptow. Meist wartete er am Bahnhof auf mich, aber weil er nicht da war, bin ich durch den Park zu seinem Lager gelaufen. Dort wollte ich wie sonst das Lager betreten, aber der Wachmann am Eingang hielt mich an und fragte, was ich wollte, Ich will meinen Freund besuchen, sagte ich ihm, worauf er nach seinem Namen fragte. Nachdem ich den Namen genannt hatte, entgegnete er völlig unbeteiligt: “Der ist tot”, drehte sich um und ließ mich verdutzt stehen.

Ich habe nachher vor dem Lager draußen einige Zeit töricht herumgestanden - bis ich im Lager einen mir bekannten Burschen erblickte. Er berichtete mir, dass am Vortag eine Bombe genau in den Eingang des Luftschutzkellers eingeschlagen war. Alle Personen im Keller waren gleich tot, auch Wim, den man anhand seines roten Pullovers identifiziert hatte. Wims Lagerkamerad wollte wissen, ob ich vielleicht einige Kleidungsstücke von Wim haben wollte - das war typisch für unsere Situation…

Ich wusste nur, dass Wim ein Tagebuch geführt hatte und bat, es für mich zu suchen, dann könnte ich es später seinen Eltern geben. Er brachte mir zwei Tagebücher von Wim; ich habe sie nach meiner Rückkehr seinen Eltern übergeben. Nach dem Tod von Wims Eltern erhielt die Bücher Herman Hammega, und nach seinem Tod kamen sie zu mir zurück.

Sobald ich meine Erzählung über den Einsatz als Zwangsarbeite! in Deutschland abgeschlossen habe, werde ich mich beim holländischen Institut für Kriegsdokumentation erkundigen, ob sie Interesse an den Büchern haben. Als wir zusammen in Deutschland waren, hatte Wim mir erzählt, dass er in Holland Mitglied einer Widerstandsgruppe gewesen war und eine Feuerwaffe besaß. Kurz bevor Wim nach Deutschland abreisen musste, war ein Mitglıed der Gruppe vom deutschen Sicherheitsdienst inhaftiert worden. Wim hatte Angst, dass sein Name beim Verhör genannt wurde. Er fand es daher auch nicht so schlimm, dass er nach Deutschland abreisen musste.

Nach Kriegsende wurde bekannt, dass Wim in Treptow beerdigt worden war. Aber als Mitglied der Widerstandsgruppe wurde er im Juni/Juli 1951 auf dem "Ereveld" in Loenen, in der Nähe von Apeldoorn, Grab B101, beigesetzt.

IN EIN ANDERES LAGER

Ende Februar 1945 mussten wir aus uns unbekannten Gründen in anderes Lager umziehen. Dort waren die Baracken nicht so alt wie unsere ehemaligen, in ihnen hatten polnische und russische Mädchen gewohnt. Als wir uns eingerichtet hatten, bemerkten wir, dass es in den Baracken eine ganze Menge Wanzen gab. Unser Protest half wenig; man wollte die Baracken in kurzer Zeit desinfizieren, was aber nicht geschah. Wir haben versucht, die Wanzen mit brennenden Zeitungen in den Spalten der Betten und Schränke zu vernichten, aber das ist uns nur zum Teil gelungen.

Weil die Front immer näher heranrückte, wurden nicht mehr so viele Lokomotiven gebraucht. Unsere Arbeitskraft wurde auf einmal überflüssig, und wir sollten woanders arbeiten. Wir mussten nach Beeskow, Richtung Ostfront, irgendwo mitten im freien Gelände entlang der Eisenbahnstrecke arbeiten. Dort sollte ein Lade- und Entladeplatz für Güter der Wehrmacht entstehen.

Am Morgen fuhren wir mit dem Zug nach Königs Wusterhausen, und von dort wurden wir mit einem Sonderzug zum Arbeitsort gebracht. Die Strecke wurde von keinem anderen Zug benutzt, und sobald wir ausgestiegen waren, fuhr der Zug zurück und kam uns am Nachmittag wieder abholen. Bei der Arbeit gab es eine Bewachung von einem oder zwei Soldaten mit einem Gewehr auf der Schulter - sie hatten aber nicht viel Lust an dieser Arbeit.

In den ersten Tagen haben wir noch etwas geschafft, aber als dann einige von uns im Gebüsch verschwanden, sollten wir möglichst großen Lärm machen, einen Augenblick warten, bis der Soldat sich wegen des Lärms her bemühte, und dann so schnell wie möglich weg. So hatten wir es abgesprochen. Wenn uns der Soldat hinter dem Gebüsch verschwinden sah, bedeuteten wir ihm, dass wir “die Hosen herunterlassen” mussten. Wenn das Abtauchen gelungen war, liefen wir zu den Bauernhöfen und baten um ein Stück Brot. Oft bekamen wir eine Stulle, auch manchmal mit Schmalz oder etwas anderem darauf. Wir aßen sofort an Ort und Stelle die Stulle auf, und manchmal wurde man gefragt, ob wir noch eine Stulle haben wollten, was wir mit den Worten “die ist für heute Mittag” quittierten, sie in die Tasche steckten und uns zum nächsten Bauernhof begaben. Wenn wir einen “guten Tag” hatten, blieben wir am nächsten Tag in der Baracke und gingen nicht arbeiten. Man konnte nie wissen - schließlich befanden wir uns nicht weit entfernt von der Front.

Eines Tages machte ich mich mit Jan, einem Kerl wie aus Eisen und stark wie ein Bär, auf den Weg. Nach einer dreiviertel Stunde kamen wir zu einem Weiler mit einigen Bauernhöfen. Es gab keine Pflasterung; die Hühner liefen frei herum. Jan kroch unter ein Gebüsch, ein Huhn floh erschrocken. Jan kehrte mit einem Ei zurück und meinte, das sei für seine nächste Stulle.

Beim ersten Bauernhof baten wir um eine Scheibe Brot. Die Bäuerin erklärte, sie hätte wohl eine Arbeit für uns, dann könnten wir gleich mitessen. Nach kurzer Zeit saßen wir am Tisch und konnten uns gütlich tun an Kartoffeln, Fleisch und Gemüse. Am Tisch saßen auch einige ältere Polen, die auf dem Bauernhof arbeiteten. Einen Bauern haben wir nicht gesehen, entweder er existierte nicht mehr, oder er war beim Militär. Wir hatten der Bäuerin bereits berichtet, dass wir nur eine gewisse Zeit bleiben konnten, weil wir mit dem Zug ins Lager zurückfahren wollten.

Nach dem Essen mussten wir mit einer “Kartoffelklapper” die großen von den kleinen Kartoffeln scheiden. Einer von uns drehte die Maschine, so dass die Roste hin und her schüttelten, und die anderen warfen Kartoffeln in die Maschine und fingen anschließend die großen Kartoffeln in einem Jutesack auf. Wir haben eine ordentliche Menge von Säcken mit Kartoffeln abgefüllt. Schließlich aber kam unser Zug.

Wir erhielten einen Jutesack mit großen Kartoffeln und durften so viel kleine Kartoffeln mitnehmen, wie wir wollten. Also schnell den Sack gefüllt, fest zugebunden, unsere Taschen gefüllt und auch noch Kartoffeln in die Taschen der Hose gestopft. Jan nahm den Sack auf die Schulter und verkündete: “Der kommt nicht vor dem Zug wieder herunter!”

Wir hatten uns etwas verspätet und befürchteten, dass wir nicht rechtzeitig am Zug wären. Wir beeilten uns, so gut es ging. Ich hatte unter beiden Armen eine Tasche mit Kartoffeln. Auf meinen Vorschlag, die Last einmal zu wechseln, sah Jan mich erstaunt an, schüttelte den Kopf und meinte, ich solle nicht plaudern. Er sprach kein Wort Deutsch und glaubte, es wäre mein Verdienst gewesen, dass wir so gut gegessen und auch noch durch eine einfache Arbeit so viel Essen verdient hatten. Wie Jan den ganzen Weg diesen schweren Sack Kartoffeln ausgehalten hat, habe ich nie verstanden!

Wir haben uns mit den Kartoffeln auf der anderen Seite des Eisenbahndammes versteckt, so dass uns die Wache nicht sehen konnte. Der Wachmann war eigentlich kein schlechter Mensch, aber es könnte sein, dass er nicht wusste, was er mit uns machen sollte. Er hatte uns erzählt, dass er schon viele Menschen unterschiedlicher Nationalitäten bewachen musste, nun waren es zum ersten Mal Holländer. Er begriff nur nicht, dass er morgens immer mit 100 Mann anfing, und innerhalb einer Stunde war eine Menge Leute verschwunden.

Es wurde für uns noch spannend, als der Zug kam, denn wir stiegen auf der anderen Seite ein, und bisweilen waren die Türen auf der Seite abgeschlossen, oder es liefen auf beiden Seiten Kontrolleure den Zug entlang, um nachzuschauen, dass keine Unregelmäßigkeiten vorkamen. Aber alles ging glatt, und wir kamen mit unserem Vorrat sicher in den Zug. Auf den Bahnhöfen von Königs Wusterhausen und Wildau verlief auch alles gut. Jetzt mussten wir noch ins Lager hinein. Am Eingang stand ein Wachmann, der kontrollierte, was wir mitgebracht hatten. Der große Sack Kartoffeln würde gewiss beschlagnahmt werden, und wahrscheinlich würden wir auch noch des Diebstahls verdächtigt. Von der Seite den Sack über das Gitter des Lagers zu werfen war auch riskant.

Jenseits des Weges war ein freistehendes Haus mit Aussicht auf die Fenster unserer Baracke. Wenn man etwas über das Gitter warf, so dass der Wächter es nicht sehen konnte, dauerte es nur eine kurze Zeit, bis die Bewohnerin des Hauses dem Wachmann meldete, durch welches Fenster etwas hineingeschmuggelt worden war. Wir haben also den Sack mit den Kartoffeln außerhalb des Lagers versteckt und immer wieder etwas in einer Tasche ins Lager gebracht, was nie kontrolliert wurde. Der Sack wurde immer leichter. Abends im Dunkeln haben wir den Sack dann über das Gitter und durch das Fenster unseres Zimmers geworfen, wir hatten das Licht ausgeschaltet.

Morgens blieben immer mehr Männer unter dem Motto “Wir sind krank” im Bett, denn bald würde hier alles zu Ende sein. Wir hatten jetzt wenigstens genügend Kartoffeln und konnten sie auch noch gegen andere Lebensmittel, zum Beispiel Brot, eintauschen. Die Notwendigkeit zu arbeiten existierte für uns nicht mehr; außerdem war da auch ein ziemlich niedrig fliegendes kleines Flugzeug erschienen, das aus geringer Höhe eine Bombe auf ein Feld abgeworfen hatte.

Wir haben dann sehr schnell uns auf eine andere Weise etwas Essen extra besorgt, denn das war das Wichtigste: Wir benötigten kein Geld mehr, auch keine Arbeit, und wir wussten schon gar nicht mehr, wer unser Arbeitgeber war. Wir reisten immer morgens nach Königs Wusterhausen, und dort auf dem Bahnhof versteckten wir uns in der Toilette oder im Warteraum. Erst wenn der Arbeitszug nach Beeskow abgefahren war, kamen wir wieder zum Vorschein. Anfangs hatten wir Angst vor der Feldgendarmerie, die immer anwesend war, aber sie haben uns nie gefragt, was wir machten, obwohl wir uns stundenlang auf dem Bahnsteig aufhielten. Sie waren nur als Kontrolleure für Armeeangehörige eingesetzt und achteten nicht auf uns.

Gegen Mittag kam ein Sonderzug mit Frauen, die fast immer ein enormes Gepäck bei sich hatten. Das waren Frauen, die nach Berlin evakuiert waren und in der Sperrzone direkt hinter der Front

gewohnt hatten. Mit einer Sondererlaubnis durften sie in ihre Häuser, um mitzunehmen, was sie brauchten. Sie wurden mit ihrem Gepäck in Heeres-Lkws von Soldaten in den Sonderzug bugsiert, der sie nach Königs Wusterhausen brachte. Dort sollten sie in Richtung ihrer Evakuierungsadresse nach Berlin umsteigen. Die meisten hatten so viel Gepäck bei sich, mit dem sie niemals hätten alleine umsteigen können. Daher boten wir unsere Hilfe im Tausch gegen Lebensmittel an. Die meisten Frauen wussten das schon und hatten Brot, Fleisch und Lebensmittelmarken bei sich.

Wenn der Sonderzug mit den Evakuierten in Königs Wusterhausen verspätet ankam, fragten wir zuerst, wohin die Frauen wollten. War das zu weit in Berlin und mit einigen Mal Umsteigen verbunden, halfen wir nicht. Wir waren überzeugt, dass alles nicht mehr lange dauern konnte, also kein unnötiges Risiko eingehen! Wir fuhren gewöhnlich, bis Grünau mit und halfen den Frauen dort mit ihrem Gepäck in die S-Bahn.

Als wir einmal mittags auf den Sonderzug warteten, kam aus Richtung Berlin ein Güterzug. Er hielt auf dem Bahnhof Königs Wusterhausen an. Aus dem Güterzug kam ein Stöhnen und Heulen, einfach herzzerreißend. Vielleicht ein Transport aus einem KZ mit Juden, die in ein anderes Lager verschleppt wurden… Unsere Ohnmacht und Wut, dass man diesen Menschen, die dem Tod entgegenfuhren, nicht einmal mit einem Schluck Wasser helfen konnte, war schrecklich. Jeder wusste doch, dass der Krieg schon lange für Deutschland verloren war!

Ende März/Anfang April 1945 verbreitete sich an einem Sonntag das Gerücht, die Alliierten befänden sich bereits in der Umgebung von Mittenwalde. Wir machten uns in einer kleinen Gruppe auf den Weg in Richtung Mittenwalde. Unterwegs wurde es immer lebhafter, es gab Heeres-Lkws und Soldaten, die in dieselbe Richtung wollten. Plötzlich erschien über uns ein Jagdflugzeug der Alliierten. Die Soldaten tauchten in den Rain ab, dem Vorbild folgten wir sogleich. Wir begriffen, dass wir uns auf ein gefährliches Unterfangen eingelassen hatten und begaben uns schnell nach Wildau zurück, um dort die Befreiung abzuwarten.

IM RUSSISCHEN SEKTOR

Anfang April hatten wir bereits gehört, dass die Russen schon in unserer Nähe seien. Wer dieses Gerücht verbreitet hatte, weiß ich nicht, aber mir scheint, es war einer der französischen Kriegsgefangenen, der jedem riet, in den Luftschutzbunker im Sandberg zu gehen. Der Eingang war auf dem Fabrikgelände neben der großen Treppe. Der Bunker war eine Art Gang, der in den Hügel gegraben worden war und nach etwa 15 Metern senkrecht nach rechts weiterführte. Er war nicht mit einer Tür verschlossen, so dass es keinen Schutz gegen die Druckwelle bei Bombendetonationen gab. Im ersten Teil des Ganges war eine lange Bank an einer Wand befestigt, so konnte man sitzen. Es gab jedoch keine Beleuchtung; es war absolut finster.

Bemerkenswert auch, dass in diesem Zufluchtsort mit einem Dach von mindestens 5 Metern Sand nur Ausländer saßen. Die Bewohner von Wildau wollten anscheinend die kommenden Ereignisse zu Hause abwarten.

Glücklicherweise waren einige Kerzen mitgebracht worden, die, obwohl sie wenig Licht gaben, die Situation beruhigten. Bald aber wurde es in dem Bunker drückend heiß, und die Kerzen erloschen fast. Es gab keine Ventilation, so dass wir nur Sauerstoffmangel konstatieren konnten. Es wurde sogleich Rauchverbot verhängt, und wer sich nicht beherrschen konnte, musste nach draußen gehen.

Zwei Männer, die in der Fabrik gut Bescheid wussten, gingen in die Fabrik und kamen mit einer Karre mit einer Sauerstoffflasche wieder. Die Karre wurde bis ans Ende des Ganges gezogen, der Verschluss wurde etwas aufgedreht, danach wurde die Karre durch den Gang wieder zum Ausgang gerollt, und alle verbrauchte Luft wurde so weggeblasen. Sobald die Kerzen nicht mehr gut brannten, wurde wieder eine Fahrt mit der Karre gemacht.

Die Gemeinde Wildau und die Fabrik wurden nicht beschossen. Wir hörten so dann und wann in der Ferne etwas Gewehr- oder Geschützfeuer. Wie lange wir in dem Gang gesessen haben, weiß ich nicht. Ab und an ging jemand zum Ausgang. Bei dieser Gelegenheit wurde plötzlich "Die Russen sind da!" gerufen. Alle liefen schnell nach draußen, wo ein russischer Soldat stand, der sich wahrscheinlich gerade überlegt hatte, ob er mal in dem Gang nachsehen sollte und dann mit einer Menge jauchzender Menschen konfrontiert wurde, die um ihn herumtanzten.

Er bedeutete uns, vorläufig im Keller zu bleiben und nicht ins Lager zu gehen. Aber nach einiger Zeit sind wir doch losgegangen. Bald kamen einige Männer mit einem großen Sack Grieß ins Lager, andere trugen einen Sack Zucker. Sie waren ins Dorf gegangen, wo russische Soldaten die Fensterscheiben eines Lebensmittelgeschäfts auf der Suche nach für sie begehrenswerten Artikeln eingeschlagen hatten. An den Lebensmitteln hatten sie kein Interesse, unsere Leidensgenossen dafür umso mehr. Das war der Anfang von Anarchie und Plünderung.

6 Da wurde auch deutlich, wie weit in Kriegszeiten einfache Menschen gehen können: Die Soldaten waren nur an Uhren interessiert. Sie hielten jeden an - auch die Ausländer - und fragten: "Uhr ... Uhr?" und wollten dann den Puls sehen, und wenn man noch eine Uhr hatte, war man sie los. Dann waren die Soldaten hauptsächlich an Frauen interessiert. Es wurden sehr viele vergewaltigt.

Am Eingang zum Lager war der deutsche Wachmann durch einen russischen Soldaten ersetzt worden. Es kam ein Soldat mit einem Kopfkissenbezug mit einer großen Menge Zigarren, die er freigiebig verteilte. In kürzester Zeit hatte er den ganzen Vorrat verteilt, worauf er uns um einige Zigarren anbettelte. Wir sahen auch einen Italiener, der auf einmal sehr gut gekleidet war. Er hatte irgendwo einen Pkw mit allerhand Sachen, wie Essen und Kleidung, entdeckt, wahrscheinlich das Auto einer wichtigen Familie oder eines Parteimitglieds, das flüchten wollte, aber etwas zu spät dran

war. Der Italiener hatte seine alten Klamotten ausgezogen und sich von unten bis oben neu eingekleidet, einschließlich neuer Schuhe. Bald erschien auch ein Franzose mit einem Huhn unter dem Jackett im Lager, dem hatte er den Hals umgedreht.

Dies war natürlich ein Vorbild für die anderen, die nun auch auf Raubzug gingen. Es dauerte gar nicht lange, bis alle Hühner und Kaninchen in der Umgebung geschlachtet waren, und sie wurden auch nicht mehr heimlich ins Lager gebracht.

Nachdem es weder Hühner noch Kaninchen mehr in der Umgebung gab, brachten einige Franzosen ein lebendes Schwein ins Lager. Der russische Soldat wurde herbeigeholt und mit Gebärden gebeten, mit seinem Gewehr das Schwein zu erschießen, was er grinsend tat.

Unser Zimmer hatte noch nichts "organisiert", also ging eine Gruppe auf die Suche, und nach ungefähr einer Stunde kam sie mit einer lebenden Kuh zurück. Mein Freund Jan - der mit dem großen Sack Kartoffeln - hatte in Holland bei einem Fleischer gearbeitet und wusste, wie man ein Tier schlachtet. Er bekam die Leitung der Operation. Es war Abend und leider zu spät, um jetzt noch zu schlachten, und daher wurde die Kuh in der Waschbaracke mit einem Haufen Kartoffelschalen eingeschlossen. Auf Anweisungen unseres "Fleischers" wurde ein großes Loch gegraben, in das wir den ganzen nächsten Tag die Schlachtabfälle hineinwerfen konnten. Am folgenden Morgen wurde die Kuh zuerst von unserem "Fleischer" gemolken, mit der Milch wurde ein Topf Grießbrei gekocht. Es wurde ein Soldat gerufen, der die Kuh erschoss. Die tote Kuh wurde mit dicken Seilen, die wir über einen Querbalken vom Dach warfen, mit vereinten Kräften hochgezogen. Das Schlachten konnte anfangen, was eine schwierige Arbeit war, aber unser "Fleischer" wusste genau, wie es zu machen war.

Das Fleisch wurde auf die Zimmer der Holländer verteilt - die Franzosen hatten eine eigene Distribution -, so dass alle in den nächsten Tagen genügend zu essen hatten. Die Abfälle wurden in das große Loch geworfen, es wurde gut abgedeckt, und die Waschbaracke, wo geschlachtet worden war, wurde gesäubert. Unser "Fleischer" hatte uns gewarnt, dass der Abfall allerlei Ungeziefer anziehen konnte, was eine Gefahr von Infektionen und Krankheiten bedeutete. Wir wussten immer noch nicht, wie lange wir hier noch bleiben würden, also war es wichtig, das Lager sauber zu halten.

An einem der nächsten Tage hatten wir vor, mit einigen Männern nach Königs Wusterhausen zu gehen. Am Bahnübergang wollten wir das Feld passieren, wurden aber von einem Soldaten angehalten, denn das war nicht gestattet. Er fragte, welcher Nationalität wir seien, und wir antworteten: "Hollanski", worauf er angewidert sein Gesicht verzog und sagte: "Viel SS". Er hatte in den baltischen Staaten gegen Soldaten der Niederländischen SS-Legion gefochten, und die war wegen ihres Fanatismus bekannt. In Zukunft beantwortete ich die Frage nach der Nationalität immer mit "Franzoski", dann wurde einem gleich auf die Schulter geklopft oder es wurden Hände geschüttelt, denn General de Gaulle hatte einen Beistandsvertrag mit den Russen geschlossen. Das Risiko, dass ein Russe französisch sprach, war minimal, und ich konnte in solchem Fall noch ziemlich gut Französisch sprechen.

Einige Tage später hörten wir an einem Nachmittag, dass wir am nächsten Morgen in östlicher Richtung abreisen sollten. Man sagte, wir sollten bis Küstrin laufen, von dort mit dem Zug nach Odessa, danach mit einem Boot nach Marseille im Süden Frankreichs und weiter mit dem Zug nach Holland. Das war natürlich ein völlig irrsinniger Plan, aber wir wunderten uns über so was schon gar nicht mehr. Es blieb dabei: Wir sollten am nächsten Tag abreisen! Jeder war schon dabei, etwas einzupacken und sich zu überlegen, wie man das transportieren sollte, denn es ist gar nicht lustig, mit einem schweren Koffer in der Hand 20 oder mehr Kilometer pro Tag laufen zu müssen. Wir verabredeten, in einer Gruppe von 3 Mann zusammenzubleiben. Einer von uns wusste, dass neben einer Baracke der französischen Arbeiter eine Karre stand, und weil es schon dunkel war, wollten wir

sie gleich holen. Bei der Baracke der Franzosen angekommen, trafen wir in der Finsternis auf zwei Mann mit langen Stöcken. Wir haben nur freundlich "Bonsoir" gesagt und sind weitergegangen. Aber ein Kollege von uns wusste im Dorf bei einem Haus so eine Karre. Wir machten uns also im Dunkeln auf den Weg ins Dorf, bis auf einmal der Ruf "Stoj!" ertönte - "Stehenbleiben". Da standen wir also mit erhobenen Händen und vor uns zwei Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag. Wir riefen schnell "Franzoski". Wir wurden in ein Geschäft an der Ecke der Hauptstraße gebracht – heute Friedrich-Engels-Straße Ecke Freiheitsstraße. Dort saßen ein paar alte deutsche Männer mit Armbinden, sie stellten wahrscheinlich so etwas wie eine Polizei dar. Wir haben dort die ganze Nacht verbracht und mussten am nächsten Morgen vor dem russischen Kommandanten erscheinen. Um 9 Uhr wurden wir abgeholt, zum Kommandanten gebracht, der um 10 Uhr erschien. Ich habe ihm in einer Mischung von Deutsch und Französisch, wovon er auch einige Worte beherrschte, ehrlich erzählt, dass wir Holländer sind und nicht geahnt hatten, dass Sperrzeit war. Er entließ uns.

Danach gingen wir doch noch die Karre holen. Die Karre war nicht besonders gut, aber wir konnten damit unser Gepäck transportieren. Zurück im Lager bemerkten wir, dass unsere Kameraden via Autobahn schon auf dem Weg nach Fürstenwalde waren. Im Lager blieben nur noch deutsche Einwohner auf der Suche nach Sachen, die wir zurückgelassen hatten und die sie vielleicht brauchen konnten. Wir haben unsere Sachen zusammengesucht, auf die Karre gepackt und sind mit mehr als einer Stunde Verspätung nach unseren Kameraden abgereist. Ich hatte einmal eine Karte vom Kreis Teltow gefunden und mit dem Gedanken, man kann nie wissen wofür, aufbewahrt. Wir sind nach dieser Karte eine Abkürzung nach Fürstenwalde gelaufen. Unterwegs mussten wir einen nicht so tiefen Fluss von ungefähr 4 Meter Breite überqueren. Wir haben Hosen, Socken und Schuhe ausgezogen und sind mit der Karre mitten zwischen uns auf die gegenüberliegende Seite gewatet. Unser Weg führte weiter durch den Wald, und plötzlich kam uns eine prachtvolle offene Kutsche mit einem hohen russischen Offizier mit einem roten Band an der Mütze entgegen. Auf dem Bock saß ein Kutscher, vielleicht aus der Nähe der Mongolei, der uns eine lange Geschichte erzählte. Er hatte sich mit seiner Fuhre verirrt, und wir sagten auf Russisch zu ihm, dass wir kein Russisch verstünden - das war einer der wenigen Sätze, die wir in Russisch kannten. Dabei bedachten wir nicht, dass das ganz sonderbar klingen musste. Der Kutscher jedenfalls dachte, wir wollten ihn betrügen, und zog gleich seine Pistole. Glücklicherweise beruhigte ihn der Offizier. Wir wiesen unsere Karte vor und zeigten, wo wir ungefähr waren, und wollten ihm sogar unsere Karte geben - wenn wir nur weitergehen konnten. Der Zwischenfall hatte ein gutes Ende: Wir konnten mit der Karte und der Karre weiterlaufen.

Kurz vor Fürstenwalde lief ich zwischen Bäumen und entdeckte in einem Schützengraben einen toten deutschen Soldaten. Ich habe später versucht, das einem russischen Offizier zu erklären. Wir hatten uns nicht verirrt und kamen gleichzeitig mit unseren Kameraden in Fürstenwalde an. Auf der Zufahrtsstraße in den Ort stehen viele freistehende Villen, und in einer davon war die russische Kommandantur. Wir kamen als Gruppe von ungefähr 20 Mann an, und einer war dabei, der hatte zwei Jahre mit russischen Kriegsgefangenen gearbeitet und dabei ein bisschen Russisch gelernt. Er ging also zum Kommandanten und fragte, wo wir übernachten konnten. Der Kommandant wies auf ein Haus jenseits der Straße, wo eine schwedische Flagge hing. In jener Zeit war das ein schönes großes Haus, unten ein großes Zimmer mit vielen Eisenbettgestellen und einem wunderschönen schwarzen Konzertflügel - alles weitere Mobiliar war verschwunden - kein Stuhl, kein Tisch - nichts. Wir fanden noch eine Menge alte holländische Zeitungen (zum Beispiel "de Telegraaf").

Am nächsten Tag kam zögernd eine Frau, die, als sie hörte, dass wir Holländer waren, Kontakt mit uns suchte und erzählte, sie hatte hier mit ihrem Mann und 2 Kindern gewohnt. Ihr Mann war Ingenieur in der Fabrik von Pintsch. Er war von den Russen mit unbekannter Bestimmung abgeführt worden, die schwedische Flagge als Zeichen der Neutralität hatte ihm nicht geholfen. Ihr Mann war abgeführt worden, die Frau vergewaltigt, aus ihrem Haus vertrieben und mit den Kindern bei

Freunden eingezogen. Sie fragte, ob vielleicht noch Kleidung von ihr und den Kindern im Haus zu finden wäre, da sie hatten das Haus verlassen müssen, ohne etwas mitzunehmen. Wir mussten die Frau leider enttäuschen. Es gab außer dem Flügel nichts mehr von Wert in dem ganzen Haus.

Unser Dolmetscher hatte sich inzwischen beim Kommandanten erkundigt, wo wir Essen bekommen konnten. Man würde dafür sorgen, richtete man uns aus, und bald kam ein Lkw mit steinhartem dunklen Brot und einem Rinderkopf mit Fleisch daran.

In der Nähe der Villa stand ein kleines Gebäude, wo die Wäsche gewaschen wurde. Dort war ein gusseiserner Kessel, unter dem man ein Feuer machen konnte. Jan, der "Fleischer", beinte den Rinderkopf aus, und ein anderer Kamerad und ich füllten den Kessel mit Wasser und suchten Holz zum Heizen, denn wir wollten eine Suppe für die ganze Gruppe kochen. Es gab genügend Fleisch am Rinderkopf und eine große Rinderzunge. Das Kopffleisch ist nicht das beste Fleisch, aber wenn man es lange genug kocht, geht es schon. In der Suppe haben wir etwas trockenes Brot mitgekocht, damit die Suppe dicker wurde. Nach einem ganzen Tag Kochen entstand eine gute Suppe mit viel Fleisch, und es war für jeden genug.

Inzwischen hatten wir gehört, dass wir nicht weiterzulaufen brauchten, denn der Krieg würde bald zu Ende sein. Nach einigen Tagen schickte man uns weiter zu einem Provinzial-Bauernhof - heute Oberstufenzentrum Palmnicken - außerhalb der Stadt gelegen. Es war ein großer Komplex mit einem Verwaltungsgebäude, einem zweistöckigen Haus (es steht heute noch) und einigen Gebäuden, die in einem Viereck stehen. Wir sollten auf dem Dachboden schlafen, wo genügend Heu lag. In dem Hauptgebäude war eine Küche mit großem Kessel, wie man ihn in Krankenhäusern benutzt, wo für mehr als 100 Personen gekocht wird. Wahrscheinlich wurde dort auch für einen Teil der Besatzungstruppen gekocht. Von den Weiden rings um die Gebäude hatten die Russen die Kühe zusammengetrieben, von denen täglich eine geschlachtet wurde. Im Innenhof von Palmnicken lag ein riesiger Berg Kartoffeln, wo wir jeden Tag der Reihe nach Kartoffeln unter der Aufsicht von einem Soldaten schälen mussten. Der Soldat lief immer nur um uns herum. Wir kochten uns manchmal etwas zusätzlich auf einem Holzfeuer oder auf einigen Steinen, obwohl wir genügend Essen bekamen. Sobald wir etwas kochten oder backten kam der Soldat immer zugucken.

Wenn wir Kartoffeln kochten, kam er noch einmal, und wenn die Kartoffeln gar waren, bedeutete er uns, wir sollten sie in die Küche bringen und in die Suppe werfen. Wahrscheinlich war es so, dass wir ausreichend Kartoffeln in die Suppe bekamen und daher nicht noch einmal extra kochen sollten.

Die sanitären Bedingungen waren primitiv; man hatte eine Rinne gegraben, zwei vertikale Balken in die Erde und darüber einen Querbalken gelegt, wo man zu dritt Platz nehmen konnte. Bisweilen warfen wir etwas Sand in die Rinne, denn es gab natürlich viele Fliegen.

und anderes Ungeziefer. Weiter gab es an verschiedenen Stellen Wasserhähne, wo man sich selbst und die Kleidung waschen konnte.

Wir hatten eigentlich nichts zu tun; wir gingen einmal in Richtung der Stadt, aber dort war auch nichts zu erleben. Auf einer Wanderung begegneten wir auf einem Hügel einigen deutschen Frauen unter Aufsicht eines russischen Soldaten, die eine Art Schützengraben abdichteten.

Der Soldat winkte uns, und als wir vor ihm standen, fragte er grinsend, ob wir vielleicht Lust auf ein “Fick, Fick” hätten, wir könnten uns eine Frau aussuchen. Wir haben selbstverständlich dieses ekelhafte Angebot abgelehnt.

Während unseres Aufenthaltes in Fürstenwalde wurden wir auch desinfiziert. Das geschah auf besondere Weise. Wir wurden auf einen Lastwagen geladen und zu einem freistehenden Haus gefahren. Dicht bei dem Haus stand ein großes Zelt. Wir mussten uns entkleiden und die Kleider

zusammenbinden. Im Garten stand ein großer Kessel, der irgendwie geheizt wurde. Wir mussten uns nackt in das Haus begeben, wo in einem Zimmer eine primitive Dusche angebracht war, Löcher im Holzboden als Abwasserleitung. Wir konnten uns das erste Mal richtig duschen, was nach der ganzen Zeit im Lager einfach herrlich war. Unsere Kleidung war inzwischen gereinigt.

Plötzlich trat ein unbekannter Junge an mich heran und fragte, ob ich Interesse an einem defekten Fotoapparat hätte. Er hatte wahrscheinlich gehört, dass Fotografieren ein Hobby von mir war - ich hatte es den anderen erzählt. Der Fotoapparat war eine einfache “Box”, bei der der Verschluss kaputt war. Die Feder war an einer Seite aus der Halterung gesprungen, und der Apparat war also schnell repariert. Ich hatte jetzt einen Fotoapparat, aber keine Filme. Doch das Unglaubliche geschah; kurz darauf kam ein anderer Landesgenosse, der mir drei Rollfilme anbot. So habe ich auf unserer Rückkehr nach Holland Fotos aufnehmen können.

Beim Aufenthalt im russischen Sektor habe ich kaum fotografiert, denn wenn die Russen das gesehen hätten, wäre ich die “Box” los gewesen.

HEIMKEHR IN DIE NIEDERLANDE

Anfang Juni erschienen auf einmal eine Menge GMC's. Wir bekamen den Auftrag, unsere Sachen zu packen und uns zur Abreise fertigzumachen. Einige Stunden später wurden wir von diesen GMC's – amerikanische Lkws mit russischem Fahrer – abgeholt.

Zwischen Vockerode und Dessau, wo die Demarkationslinie war, wurden wir im Wald ausgeladen. Es war zu spät geworden für eine Übergabe an die Amerikaner. Es war sehr schönes Wetter, und wir konnten gut unter dem freien Himmel schlafen. Wir würden noch hören, wie es weitergehen sollte.

Wir haben uns dort ein bisschen flachen Boden mit hohem Gras gesucht, die Schuhe ausgezogen und geschlafen.

Am nächsten Morgen waren wir neugierig, was weiter geschehen sollte, aber es geschah nichts. Der Dolmetscher machte sich auf den Weg zum Kommandanten der Stadt, aber dort zeigte es sich, dass man von unserer Anwesenheit nichts wusste. Die Soldaten, die uns hergebracht hatten, waren ohne etwas zu melden einfach zurückgefahren!

Dann kam wieder ein Lkw mit dem bekannten steinharten dunklen Brot und einem ganz großen Stück Fleisch, das wir selbst teilen sollten, und Trinkwasser.

Wir haben mit dem Wetter sehr viel Glück gehabt: jeden Tag strahlender Sonnenschein, und jeden Tag brachten uns die Russen Essen und Wasser.

Nach einigen Tagen hatten wir die „Unterkunft" satt und machten uns wieder als Drei-Mann-Gruppe auf den Weg Richtung Dessau.

Nach etwa anderthalb Stunden kamen wir an einen kleinen Fluss, an dessen anderem Ufer der amerikanische Sektor begann. Man fragte uns, ob es noch mehr Leute gäbe, die hinüber wollten, und wir waren so dumm zu sagen: „Ja, die gibt es dort im Wald noch jede Menge", worauf die Antwort war: „Holt die mal zuerst herüber!" Einer von uns ist das ganze Stück zurückgelaufen, um sie zu holen, so dass wir erst Stunden später über eine schmale, wacklige Brücke zu den Amerikanern gelangten. Wir hatten voller Sehnsucht nach einer „Camel" Ausschau gehalten, aber da wurden wir enttäuscht, es gab gar keine Zigaretten. Wir wurden noch kurz gefragt, d. h. ein englisch sprechender Soldat fragte mich, als ich ihm meinen Ausweis gab, wo ich in Amsterdam wohnte, was mich sehr befremdete – was wusste er überhaupt von Amsterdam?

Ich antwortete also: „In der Discusstraat beim Olympiastadion", worauf er lachend auf Niederländisch sagte: „Das stimmt, ich wohne am Stadionplatz bei den Straßenbahnhecken." Die gab es damals noch. Nachher erzählte er mir, dass er direkt über dem Restaurant „van Tuyl" wohnte.

In der Folgezeit wurden wir in eine ehemalige Luftwaffenkaserne gebracht. Dort angekommen, wurden wir erneut desinfiziert, diesmal mit DDT-Pulver in einer großen Spritze mit langem dünnen Rohr am Ende, das in den Kragen vom Hemd und in den Hosenbund gestochen wurde. Ein oder zwei Tage später brachte man uns mit Lkws zum Bahnhof von Dessau, wo ein langer Güterzug bereitstand.

Von Dessau fuhr der Zug nach Leipzig, wo er lange hielt und in zwei Teile getrennt wurde. Ein Teil unserer Gruppe kam so in einen anderen Zug – wie sich später herausstellte – über eine andere Route einen Tag früher in Holland an. Wir dagegen haben eine Art Slalomreise gemacht. Soweit ich mich erinnere, sind wir durch den Taunus gefahren und entlang der Opel-Werke in Rüsselsheim. Unterwegs bekamen wir amerikanische Armee-Lebensmittelpakete, eines für ein „Breakfast", eines zum „Lunch" und eines zum „Dinner". Alle Lebensmittel in dem Paket waren getrocknet. Wir machten zum ersten Mal Bekanntschaft mit Nescafé; außerdem gab es in jedem Paket vier oder sechs

Zigaretten verschiedener amerikanischer Marken, also doch noch „Camel“, „Lucky Strike“ und „Chesterfield“.

Wir gelangten nach einer Fahrt durch Deutschland in den Nordosten von Frankreich in die Nähe von Metz. Hier versorgte man uns mit Rote-Kreuz-Paketen, und es gab für die Babys und Magenpatienten Vollmilch. Ich sollte als Dolmetscher fungieren, um Personen mit echten Magenbeschwerden auszusuchen, denn man hatte festgestellt, dass es plötzlich viele Magenpatienten gab, als Milch ausgegeben werden sollte.

Danach ging es weiter durch Luxemburg und Belgien, wo wir frische belegte Brötchen bekamen. Schließlich kamen wir am 11. Juni in der Mittagshitze in Holland an und hielten in Maastricht.

Hier spielte man als Willkommen die Nationalhymne. Wir erhielten Becher Wassersuppe. Das war so eine große Enttäuschung.

Später nahmen wir diesen Empfang nicht so tragisch, denn es gab im Süden von Holland genügend Bohnenkaffee und Schokolade. Nach dem Halt ging es weiter nach Vlodrop, wo wir in einem ehemaligen Kloster untergebracht wurden. Hier registrierte man uns, wir erhielten Essen und Taschengeld.

Den Tag über blieben wir in Vlodrop. Das Einzige, woran wir aber Interesse hatten, war natürlich, so schnell wie möglich nach Hause zu gelangen, schließlich waren wir „ganz in der Nähe“. Am Mittwoch ging es weiter nach Roermond, wo man uns in einer Kaserne einquartierte. Wieder warten – ich hatte so gehofft, am 14. Juni zu Hause zu sein. Das war der Geburtstag meines Bruders Jaap, aber das würde mir sicher nicht gelingen. Wir waren schneller von Dessau nach Maastricht gereist als von Maastricht nach Amsterdam.

Am Freitag, den 15. Juni, wurden wir in Richtung Venlo gebracht, mussten aber die letzten anderthalb Stunden nach Blerick über eine Notbrücke über die Maas laufen. In Blerick stand wieder ein Güterzug bereit. Am Abend fuhren wir los und kamen in der Nacht in ’s-Hertogenbosch an, wo wir auf ein Schiff umstiegen. Wir legten uns in den Schiffsbauch, was nicht so angenehm war. Wir wollten schlafen, aber der Stahlboden war hart.

Gegen Morgen kamen wir an die Schleuse von Andel, wo ein Schiff quer zur Fahrrinne lag, so dass man uns nicht schleusen konnte. Inzwischen war die Flut zu Ende, also wieder einige Stunden Verspätung mehr. Und endlich kamen wir am Nachmittag in Rotterdam an.

Hier brachte man uns im Anbau des Finanzamtes unter. Das war ein großes Betonskelett, ohne Fenster, Türen und Treppengeländer. Auf einem Stockwerk hatte man auf dem Fußboden mit Brettern und Strohsäcken Betten hergerichtet.

Dann, am nächsten Morgen, wurden wir mit Booten zu einem Bahnhof gebracht, was viel Zeit kostete. Hier stand ein Personenzug bereit, der spät am Morgen abfuhr. In Den Haag stieg die erste Gruppe aus.

Ich fuhr weiter nach Haarlem. Gelegentlich hielt der Zug an. Uns fiel auf, dass wir viele Kinder mit nackten Füßen und mit abgetragenen Kleidern sahen. In Haarlem stieg wieder eine Gruppe Heimkehrer aus der Zwangsarbeit in Deutschland aus, und dann ging das letzte Stück nach Amsterdam etwas schneller.

Am Nachmittag kamen wir auf dem Zentralbahnhof an, wo ein komplettes Empfangsbüro eingerichtet war und wo man uns auch mit Lebensmittelkarten versorgte und wir wieder registriert wurden. Bei einer sogenannten ärztlichen Untersuchung mussten wir die Oberhemden ausziehen. In der Achselhöhle sah man nach, ob einer ein Blutgruppenzeichen der SS hatte.

Dann wurden allerlei Fragen gestellt, zum Beispiel: „Haben Sie bei der Organisation Todt gearbeitet?“, und ein junges Mädchen fragte mich auch noch, warum ich 1943 nicht „untergetaucht“ sei. Ich fragte sie erzürnt, warum sie mir das nicht vor zwei Jahren angeboten hatte. Damit war die Befragung zu Ende.

Vor dem Bahnhof standen verschiedene Transportmittel, die alle in einen bestimmten Stadtteil fuhren. Nach Amsterdam-Süd, in meine Richtung, stand ein dickes Möbelauto bereit, in das wir mit fünf Männern einstiegen. Vorn war ein kleines Fenster, wo wir sehen konnten, wo wir waren. Der Fahrer hatte uns bei der Abfahrt gefragt, wo wir wohnten, und hatte eine Fahrtroute geplant, in welcher Reihenfolge er uns zu Hause abliefern würde. Ich wohnte weiter weg und war der letzte, der abgeliefert wurde.

Im Süden von Holland, in Limburg, hatten wir schon viel über den Hungerwinter 1944/45 gehört, und ich wusste nicht, wie meine Familie den Winter überstanden hatte. Je näher ich unserer Wohnung kam, desto größer wurde die Spannung, und mir schien, als führe das Auto immer langsamer. Der Fahrer fuhr den Stadionweg entlang, und an der Ecke zur Discusstraat hielt er auf meine Bitte an.

Ich musste jetzt nur noch durch eine kleine Straße laufen, und dann war ich endlich wieder zu Hause. Auf der Straße spielten viele Kinder, die mich begeistert begrüßten. Ein Junge ergriff meine Hand, und ein anderer sagte zu ihm: „Eetje, jetzt bist du froh, dass dein Bruder wieder da ist!“ Ich hatte meinen jüngsten Bruder nicht wiedererkannt.

Da kamen einige Nachbarn zur Begrüßung auf die Straße, so dass ich nicht weitergehen konnte. Plötzlich hörte ich einen wilden Schrei und sah meinen Vater auf mich zustürzen. Er erdrückte mich fast in seiner Umarmung. Inzwischen war mein Bruder Jaap nach oben gerannt – wir wohnten im dritten Stock – und hatte gerufen: „Henk ist da!“, worauf mein Vater die drei Treppen hinabgesprungen war.

Mutter war etwas später unten, und so wusste ich gleich, dass alle gut durchgekommen waren.

Eigentlich genierte ich mich ein bisschen. Ich sah besser aus als meine Familie. Meine Mutter zum Beispiel wog keine 50 Kilo mehr und bekam in der Garküche jeden Tag einen Liter Vollmilchbrei, den sie dort essen musste. Man fürchtete, dass diejenigen Frauen, die diese Extraernährung bekamen, sie an ihre Kinder weitergeben würden.

Mein Bruder Jaap kontrollierte meine Lebensmittelkarten und entdeckte noch eine Zigarettenmarke, die bis Samstag gültig war. Und obwohl es Sonntag war, lief er zum Laden, wo er von dem Inhaber, bei dem wir schon jahrelang Kunden waren, gleich die Zigaretten ausgehändigt bekam. Danach wurde Jaap auf dem Fahrrad zur Oma geschickt, die gute Nachricht von meiner Heimkehr zu überbringen.

Oma und einige andere Familienmitglieder kamen sogleich zu Besuch, und wir haben noch lange beim Licht einer Karbidlampe – es war der letzte Tag ohne Elektrizität – geplaudert.

Vater hatte trotz Lebensmittelmangel zwei Jahre lang eine Flasche Schnaps und eine Schachtel Zigarren aufgehoben, ein Geschenk bei meiner Abfahrt nach Deutschland. Er hatte den Schnaps und die Zigarren aufbewahrt, um meine Rückkehr aus Deutschland zu feiern – trotz des hohen Tauschwertes gegen Lebensmittel im Hungerwinter.

Wenn ich meine Augen schließe und an seine Umarmung zurückdenke, höre ich wieder den Schrei meines Vaters und sehe ihn auf mich zustürzen. Mir stehen dann wieder Tränen in den Augen.

ÜBER DIE PERSONEN

Wim Stevens:

geboren 1924 in Amsterdam, Schulfreund seit 1930. Am 16. Februar 1945 kam er bei einem Bombenangriff auf das Zwangsarbeiterlager Berlin-Treptow ums Leben. Von ihm sind zwei von wahrscheinlich vier Tagebüchern, die er in Deutschland geführt hat, in meinem Besitz. Als Mitglied einer Widerstandsgruppe wurde er 1951 auf dem „Ereveld“ in Loenen auf der Veluwe beigesetzt.

Herman Hammega:

geboren 1924 in Amsterdam und am 30. Mai 1978 in Amsterdam verstorben. Als er nach Deutschland musste, war er mit Nel Otjes verlobt, einer Schwester von Gerrit. Nach dem Urlaub im November 1943 kehrte er nicht mehr nach Deutschland zurück. Er tauchte bis Kriegsende in Holland unter. Nach dem Krieg heiratete er Nel Otjes. Er arbeitete bei der Polizei in Amsterdam, wo er Adjutant des Hauptkommissars war. Später wurde er Direktor der Polizeischule in Amsterdam. Seine Frau Nel ist ebenfalls verstorben; sie hatten keine Kinder.

Gerrit Otjes:

geboren am 29. Dezember 1922 in Amsterdam. Er arbeitete 1940 in einer Autowerkstatt in der Jac. v. Campenstraat. Er wurde arbeitslos, weil es fast keine privaten Autos mehr gab. Ab 1942 arbeitete er in Deutschland in Berlin-Adlershof. Nach seinem Urlaub in Holland kam auch er nicht mehr nach Deutschland zurück. Nach dem Krieg heiratete er und emigrierte nach Kanada, wo er eine Tankstelle mit Werkstatt eröffnete. Zuletzt wohnte er in Calgary, Kanada.

Der Autor Henk van Uitert:

geboren am 28. Mai 1923 in Amsterdam. Er wohnte in der Discusstraat in Amsterdam mit seinen Eltern und den Brüdern Jaap (geb. 1930) und Evert (geb. 1936). Nach dem Krieg arbeitete er bei Geveke in Amsterdam, wo er Janny Haverman kennenlernte, die er 1952 heiratete. Sie bekamen drei Kinder: Evert Jan, Marijke und Bart. Henk arbeitete als Vertreter bei verschiedenen Betrieben und war danach Akquisiteur bei der „Apeldoornse Zeitung“. Janny und Henk wohnten jahrzehntelang in Apeldoorn, wo Henk 2009 starb.